

EMANUEL CHRIST & CHRISTOPH GANTENBEIN

RE-USE CIBA

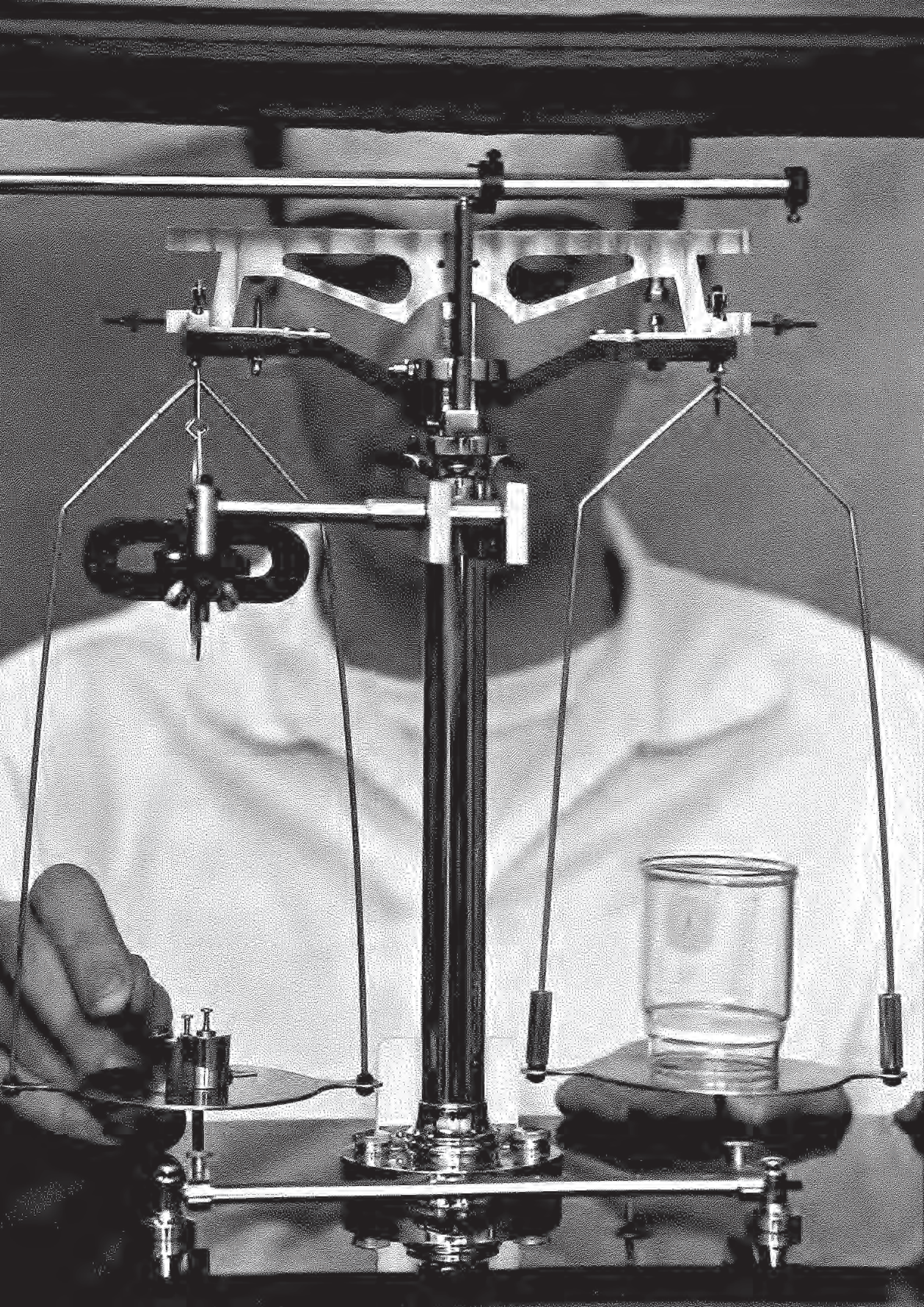


D-ARCH

FS2020

C MASTERTHEMA ETH ZÜRICH

CHRIST-GANTENBEIN.ARCH.ETHZ.CH



INHALT

S 5 - 7

EINLEITUNG

S 8 - 20

KLYBECK

S 21 - 56

INVENTAR

Bau 125 s 24 - 29

Bau 430 s 30 - 35

Bau 610 s 36 - 40

Bau 442 - 444 s 41 - 45

Bau K 26 s 46 - 50

Bau 127 s 51 - 55

S 57 - 88

ENTWICKLUNG

Historische Karten s 58 - 63

“Eine Stadt im Werden” s 64 - 70

Historische Aufnahmen s 71 - 75

Chemische Industrie Basel s 76 - 80

Testplanung Klybeck Plus s 81 - 84

Aktuelle Debatte s 85 - 86

S 89-93

AUFGABE

Projekt s 90

Begleitfächer s 91

Abgabe s 92

Termine s 93



EINLEITUNG

RE-USE CIBA

Eine Stadt verändert sich kontinuierlich. Soziale, ökonomische, technologische Veränderungen geben dazu den Impuls oder erzeugen den Druck, unter welchem die Architektur der Stadt ausgetauscht wird. Solche Prozesse können langsam, gemessen an der Länge des menschlichen Lebens kaum wahrnehmbar sein oder vehement, radikal, wenn innert weniger Jahre ausser Ortsnamen kaum noch etwas von der ursprünglichen Substanz oder gar Stadtstruktur übrig bleibt.

Nebst einem komplexen Haufen unterschiedlichster Einflussfaktoren, welche diese Prozesse bestimmen, wollen wir in diesem Semester den Fokus auf einen spezifischen Aspekt, die Konstruktion, richten: Welche Rolle spielt die Bauweise eines Gebäudes im Prozess dieser Veränderungen? Oder ganz konkret: Was bedeuten die typologischen und konstruktiven Eigenschaften eines Gebäudes im Moment äusserer Veränderungen? Führen neue Nutzungsanforderungen zwangsläufig zu einem vollständigen Ersatz der Bausubstanz, oder können Bauten so umgeformt werden, dass sie sich für ein neues Programm eignen? Diese Frage stellen wir anhand einiger exemplarisch ausgewählter Bauten auf dem Klybeck-Areal in Basel, dem historischen Standort der CIBA, der Firma „Chemische Industrie Basel“. Bewirken die Strukturveränderungen in der chemisch-pharmazeutischen Industrie, die 2019 zum Besitzerwechsel des Areals von zwei Firmen im Bereich Chemie und Life Science an zwei Investoren im Real Estate-Geschäft führten, zu einer kompletten Neubebauung oder können Produktions- und Bürobauten, Parkgaragen und Mensen in einer veränderten Form überleben und im neu zu entwickelnden Quartier eine neue, identitätsstiftende Rolle spielen?

Basel war schon lange, ganz anders als andere Schweizer Städte, wesentlich durch die Industrie geprägt: So hat etwa das Konzil von Basel (1431–1449) in der Papierproduktion eine Entwicklung ausgelöst, deren Spuren bis heute sichtbar sind. Die Textilindustrie, insbesondere die Seidenverarbeitung, war wesentlich für die ökonomische und politische Bedeutung Basels. Damit verbunden war die Entwicklung von Farbstoffen, aus der sich Ende des 19. Jahrhunderts und vor allem im 20. Jahrhundert die chemische Industrie entwickelte. Diese wiederum war Grundlage für die Entwicklung von Novartis, die zusammen mit Hoffmann La Roche zu den weltweit führenden Firmen im Bereich Life Science zählt. Im Klybeck-Areal ist diese Entwicklung an den städtebaulichen Strukturen und an den Gebäuden direkt nachvollziehbar. Ursprünglich am Rande der Stadt gelegen, rheinabwärts, wo die Abwässer direkt in den Fluss geleitet werden konnten (das bis in die 1980er-Jahre praktizierte „Hollandisieren“) und die Gerüche im Vergleich zu den vorindustriellen Produktionsstandorten mitten in der Stadt weniger Belästigung verursachten, umwuchs die Stadt das Areal im Laufe der Zeit. Mit der Konzentration von Novartis, die aus der Fusion von Sandoz und Ciba-Geigy hervorgegangen ist, auf Forschung und Entwicklung im Life Science-Bereich und der Aufgabe oder dem Verkauf von Produktion im chemischen Bereich wurde der Firmenstandort am linken Rheinufer konzentriert und im Rahmen des von Vittorio Magnago Lampugnani entworfenen Masterplans ausgebaut. Damit wurde der historische Standort der CIBA obsolet und in der Folge im Sommer 2019 verkauft.

Das Architekturbüro Suter + Suter hat für CIBA über Jahrzehnte ganz unterschiedliche Bauten entworfen, die dem Areal sein Gesicht geben. Die Produktionsgebäude, Laborbauten, Mensen, eine Parkgarage und mehrere Bürobauten sind Zeugen der Industriegeschichte Basels. Können diese Gebäude so umgeformt werden, dass sie Teile eines neuen Quartiers werden?



KLYBECK









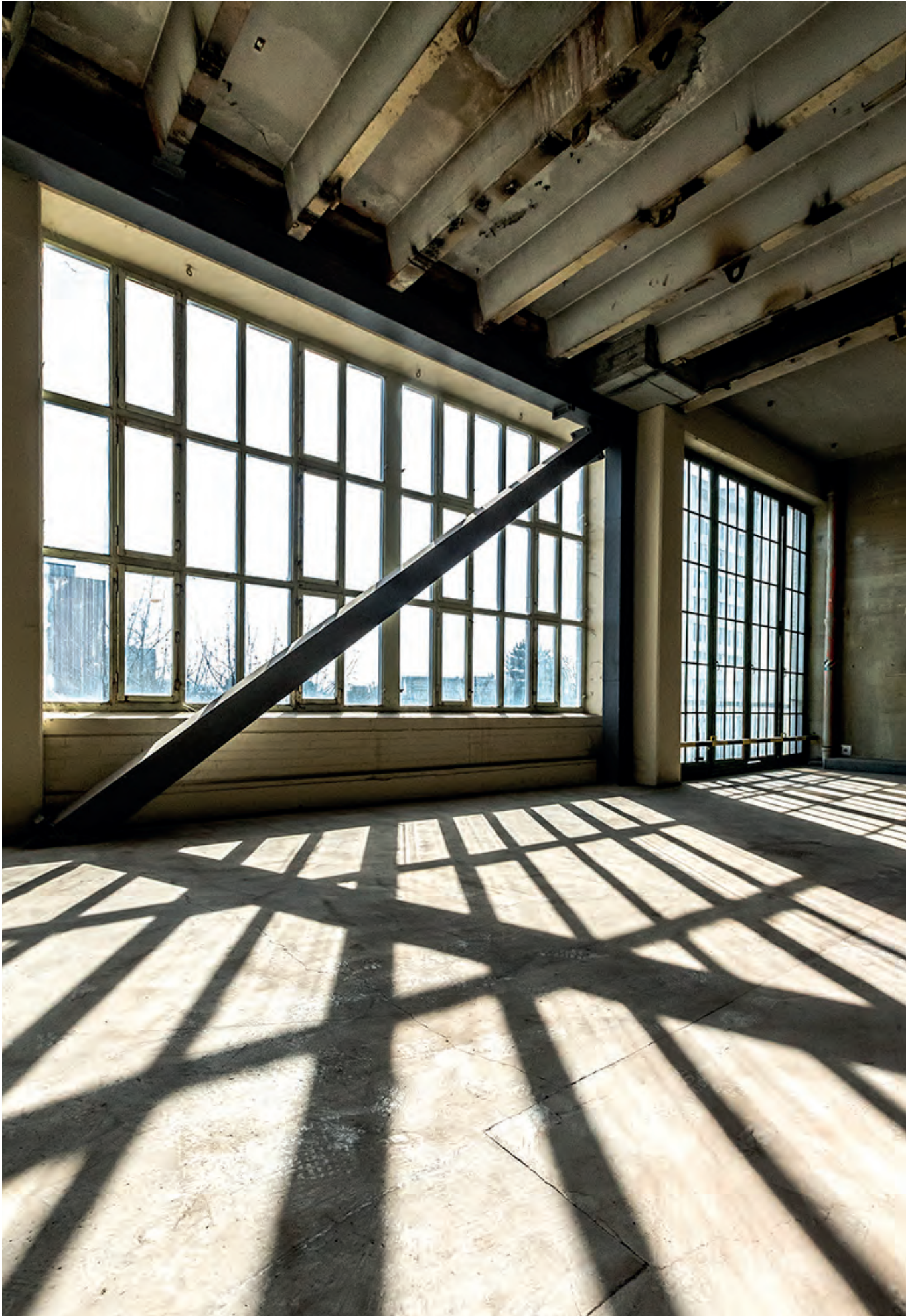
















INVENTAR

1

Suter + Suter, 1962-67

BAU 125

Unterer Rheinweg 180

2

Suter + Suter, 1955-57

BAU 430

Müllheimerstrasse 195

3

Suter + Suter, 1965-67

BAU 610

Gärtnerstrasse 2

4

Suter + Suter, 1960-63

BAU 442-444

Badenweilerstrasse 41

5

CIBA Baubüro, 1937

BAU K-26

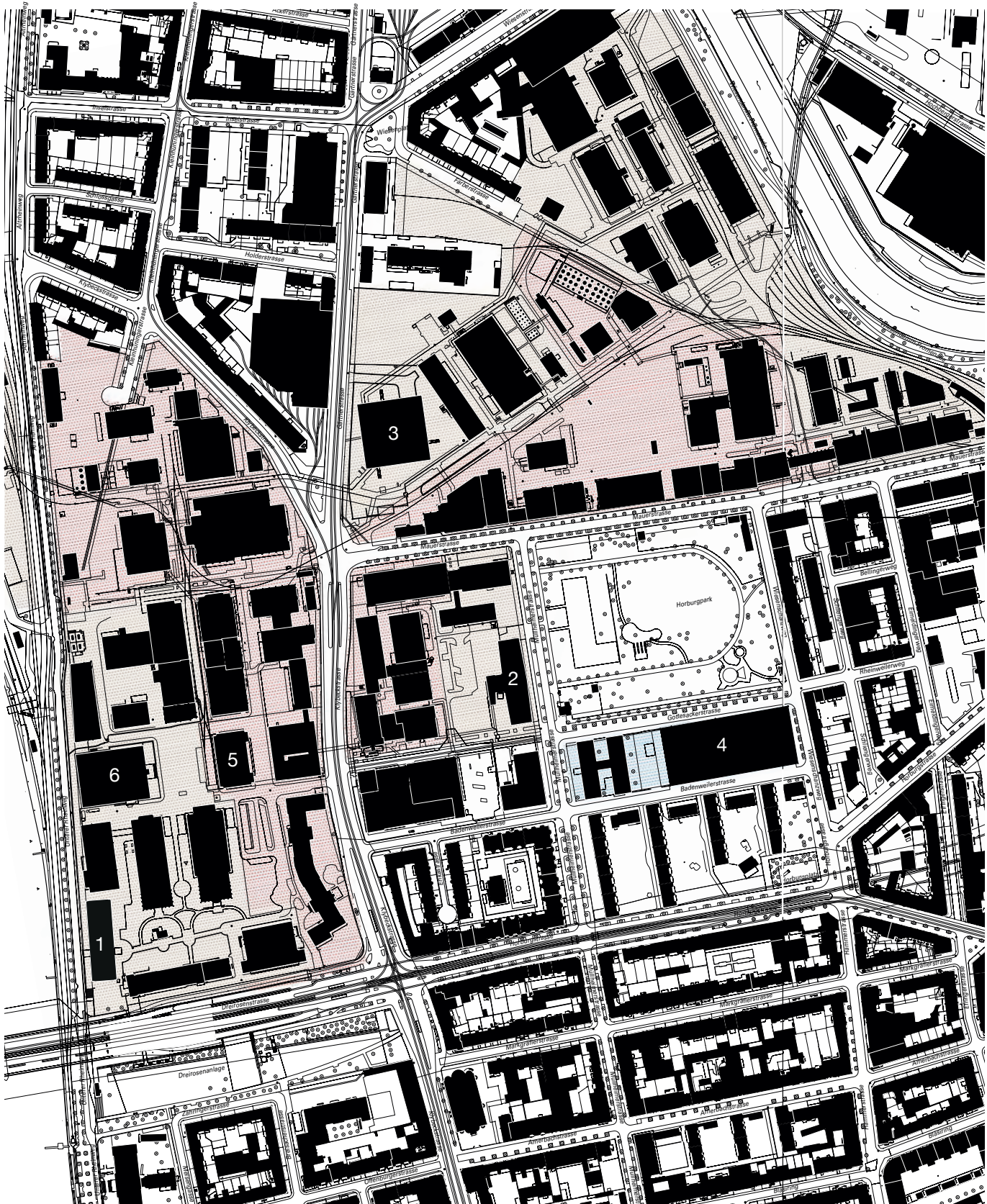
Klybeckstrasse 141

6


Suter + Suter, 1971


BAU 127

Unterer Rheinweg 180



Bau 125 (1)/ Bau 430 (2)/ Bau 610 (3)/ Bau 442-444 (4)/ Bau K-26 (5)/ Bau 127 (6)

 Eigentum Swiss Life

 Eigentum CREB AG

 Eigentum Kanton Basel-Stadt

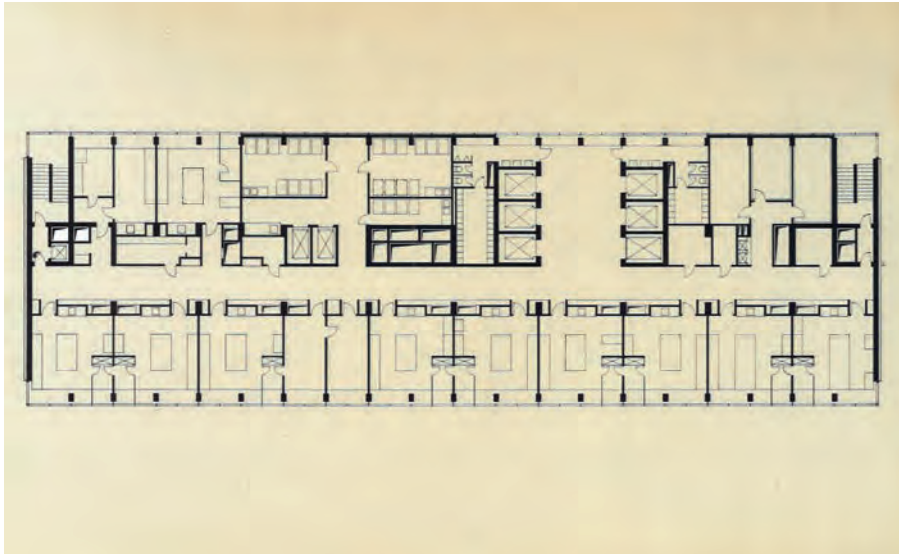
BAU 125
Unterer Rheinweg 180
Suter + Suter, 1962-67



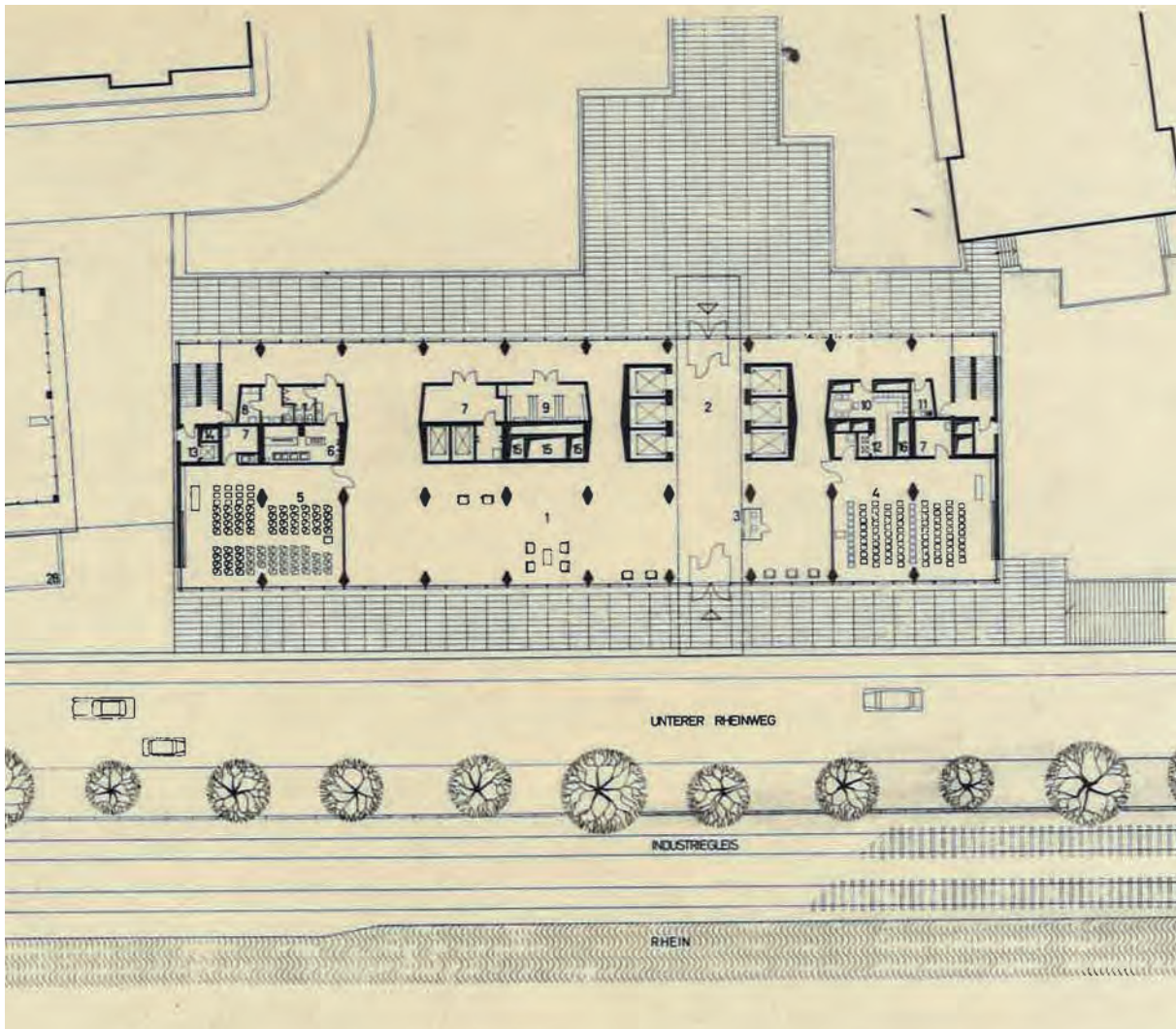
Bau 125 (Archiv Suter + Suter)

Das 75 Meter hohe Laborgebäude für biologische Forschung bildet durch seine Funktion eine Ausnahme unter den Basler Hochhäusern der grossen Chemieunternehmen, die alle zwischen 1957 und 1962 sich der Symbolkraft dieses Gebäudetyps bedient hatten. Es ist von besonderer städtebaulicher Bedeutung, bezeichnet es doch durch seine Lage den Flussraum, einen Brückenübergang und den Beginn des Industrieareals im Norden. Die die Längsseiten bedeckende Curtain Wall bildet durch die Variation des Moduls die inneren Strukturen ab - einheitlicher auf der Rheinseite mit den Labors und Büros, vielfältiger auf der Ostseite. Die Eingangshalle ist in Basel einer der letzten zeitgenössischen Repräsentationsräume von auserwählter Qualität. Die prägenden Teile ihrer Ausstattung - Steinverkleidung (Travertin, Serpentin) und Möblierung (Barcelona-Chair) - verweisen auf das Vorbild Mies van der Rohe. Die Nutzfläche des vollklimatisierten Gebäudes mit seinen 17 Geschossen besteht zu 60% aus Labors und zu 10% aus Räumen für die Versuchstierhaltung (1.-12. OG) sowie zu 30% aus Büros (13.-15. OG). Es wurden flexible Laboreinheiten mit neuen Möbel-Typen und einem verglasten Schreibplatz entwickelt. Der Standard-Raum ist 4m hoch, 6m tief und 3.3m breit. Die Räume sind zweibündig angelegt, vielgestaltiger auf der Ostseite, wo - östlich der Hausmitte - sich auch die Aufzüge befinden, beidseitig eines Vorplatzes. Dieser überschneidet sich im Erdgeschoss mit der Achse der einander gegenüberliegenden Eingänge, die durch eine tiefergehängte Leuchtdecke - die Fortsetzung der stark vorkragenden Vordächer - miteinander verbunden sind. Die 6m hohe Halle öffnet sich - flankiert von zwei Vortragsssälen - zum Rhein. Die helle Verkleidung der Längswand (Travertin) und die dunkle von Stützen und Boden (grüner Serpentin) prägen den Raumeindruck. Die Schmalseiten schmückt eine geflechtähnlich strukturierte Aluminiumverkleidung, von der Metalldecke (erneuert) hängen Glasleuchten an Aluminiumgestänge.

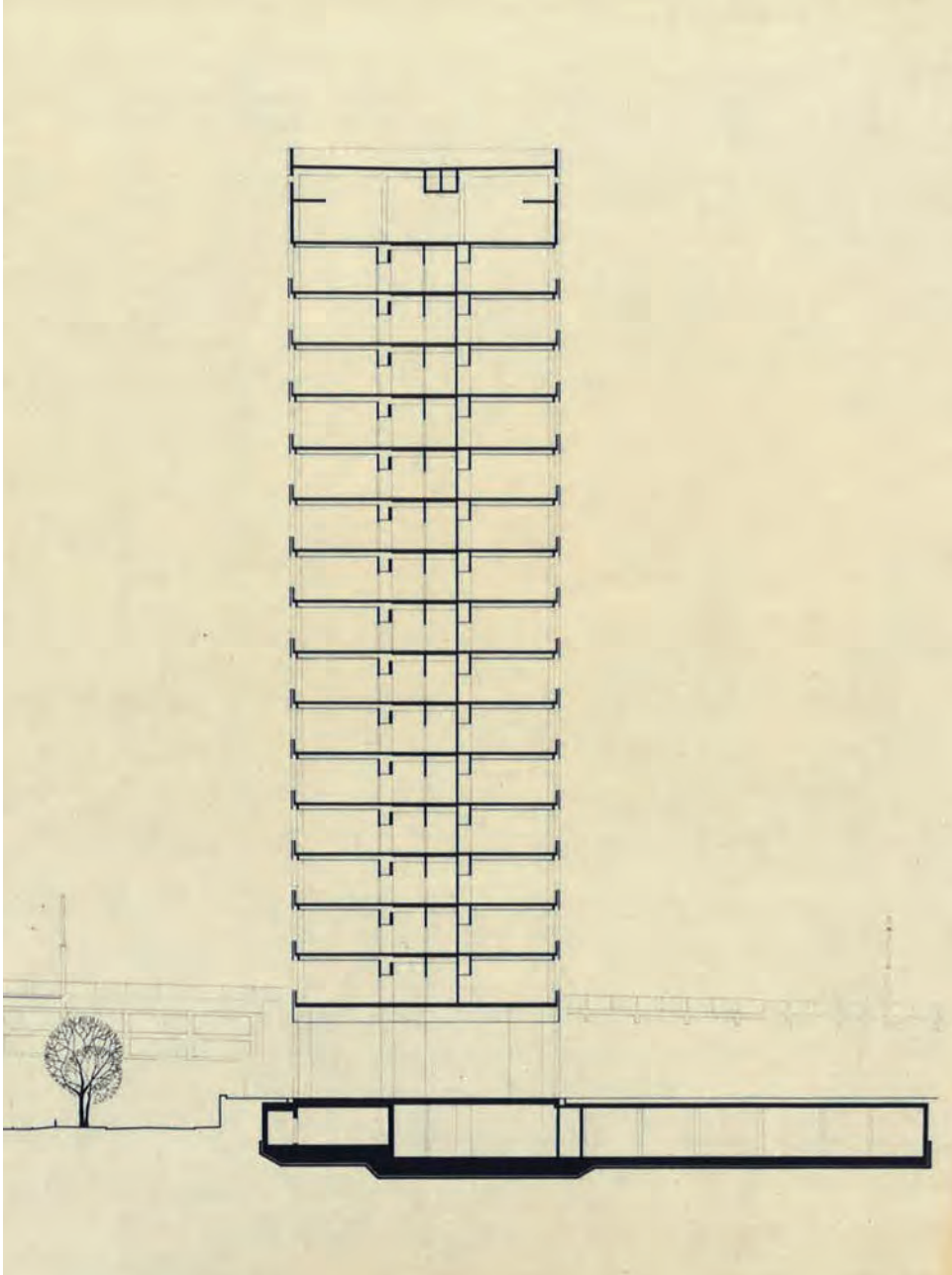
aus: Inventar gemäss §§ 4 und 12 der Verordnung betreffend die Denkmalpflege vom 9.12.2008.



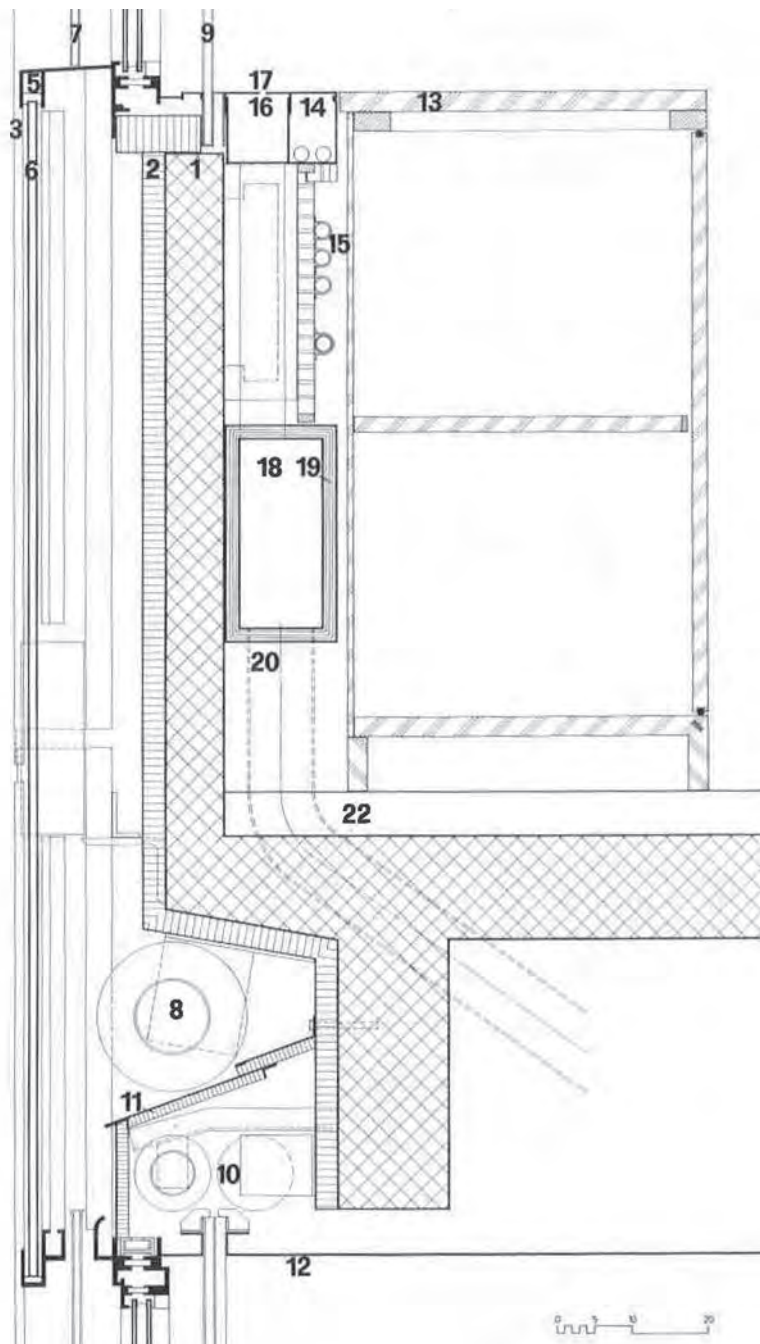
Obergeschoss (Archiv Suter + Suter)



Erdgeschoss (Archiv Suter + Suter)

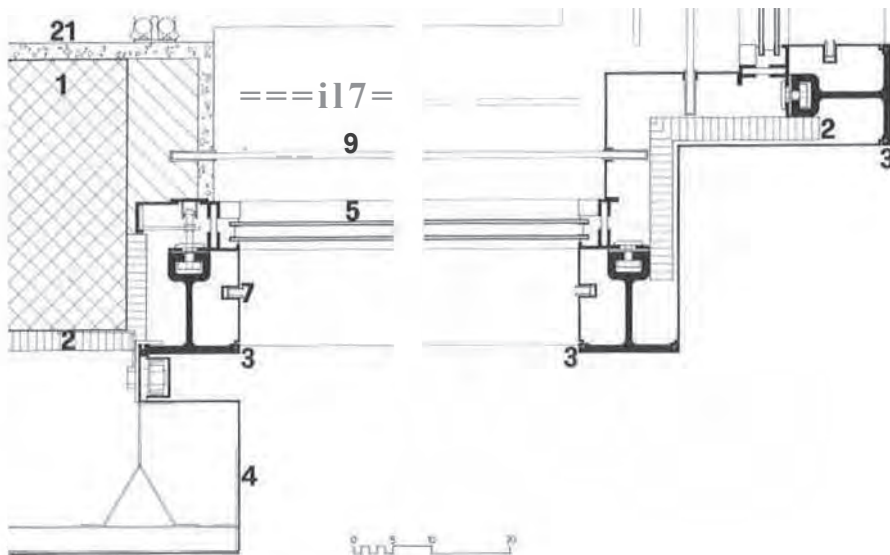


Querschnitt (Archiv Suter + Suter)



Oben: Fassadenschnitt 1 : 10
Unten: Grundriss Fassade 1 : 10

- 1 Beton
- 2 Airex-Isolation
- 3 Gezogenes Aluminiumprofil
- 4 Abkantelemente aus Aluminium
- 5 Isolierfenster mit Verbundglas
- 6 Farbglas
- 7 Rollamellenstorenführung
- 8 Rollamellenstoren, verstärkt
- 9 Dunkelstorenführung
- 10 Dunkelstoren
- 11 Wasserabweisblech
- 12 Gelochte Metalldecke
- 13 Arbeitsfläche mit Kunstharzbelag
- 14 Schwachstromstrasse
- 15 Starkstromstrasse
- 16 Blasluft
- 17 Ausblassechlitze der Blasluft
- 18 Fensterblasluft-Vertellkanal
- 19 Isolation
- 20 Blasluftzuführung
- 21 Verputzt
- 22 Unterlagsboden



Fassadendetails (Archiv Suter + Suter)



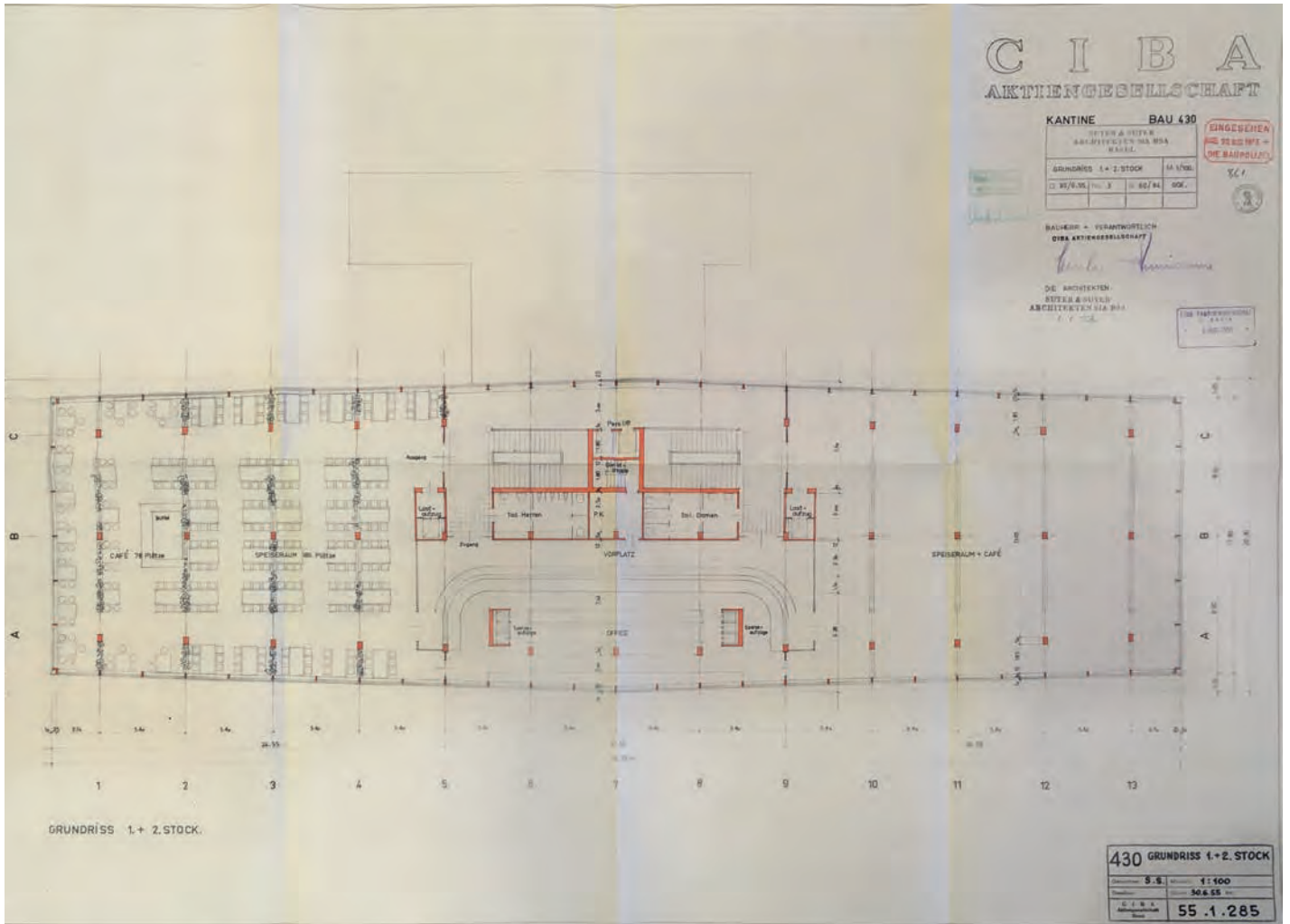
BAU 430
Müllheimerstrasse 195
Suter + Suter, 1955-57



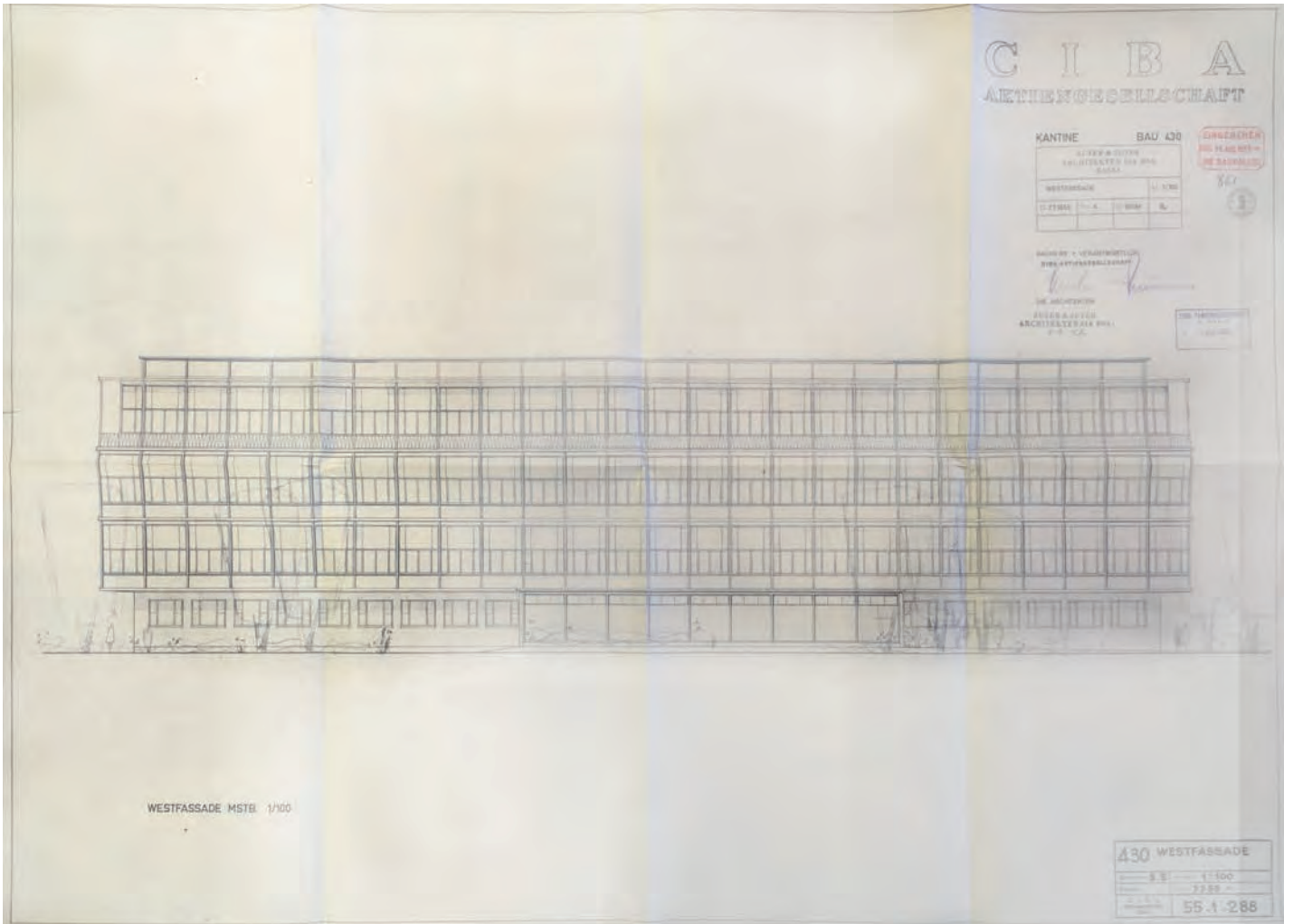
Bau 430 (Archiv Suter + Suter)

Das als Personalrestaurant errichtete viergeschossige Gebäude gegenüber dem Horburgpark besitzt eine Vorhangfassade von herausragender ästhetischer Qualität. Es ist die älteste der noch wenigen im Originalzustand erhaltenen Fassaden dieses Typs in Basel. Einzigartig ist ihre durchgehende, alle Seiten umfassende Anbringung. Der Baukörper erhält durch die abgewinkelten Längsseiten, das eingezogene Sockelgeschoss und die schwebende Dachplatte Eleganz und Leichtigkeit. Im Innern des symmetrisch angelegten Gebäudes beeindruckt die ausladenden Treppenläufe beidseitig des zentralen Lifts; sie sind durch einen schmalen, die ganze Haushöhe durchmessenden Zwischenraum vom Gang vor der rückseitigen Fensterfront abgesetzt. Bis auf das oberste Geschoss wurden Struktur und Ausstattung durch die Umwandlung zum Ausbildungszentrum weitgehend verändert (ab 1982). Der filigrane Raster der wohlproportionierten Fassade besteht aus dem schmalen schwarzen Stahlgerippe, Fenstern mit schlanken weissen Profilen, hellgrauen Brüstungsfeldern mit vertikal gerippter Blechverkleidung und hellen Lamellenstoren. Die Fenster sind unterhalb der Mitte in zwei quadratische Felder gegliedert, von denen eines als Flügel ausgebildet ist. An der Strassenfassade sind die mittleren 8 Brüstungsfelder - im Office-Bereich - höher ausgebildet, ein funktional begründeter formaler Akzent, der die Gebäudestruktur abbildet. Einheitlich wiederum sind die schmalen, doppelt geführten Felder des Fassadenabschlusses. Die Struktur und Farbgebung des Sockelgeschosses ist durch den verwendeten schmalen, blassgelben Sichtbackstein (Läuferverband) - mit Rollschicht über den zweiteiligen Fenstern - entsprechend angepasst. Gleich ist das Mauerwerk des rückseitigen Pavillons mit der verbindenden Eingangshalle (Terrazzoboden aus Rheinkiesel), in deren Glasfront sich der Haupteingang mit dem weit vorkragenden Vordach befindet.

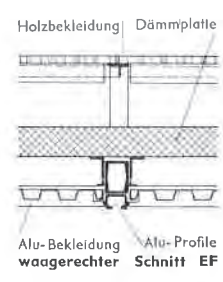
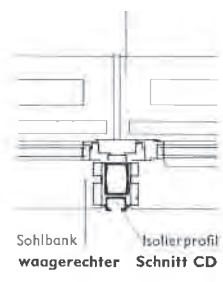
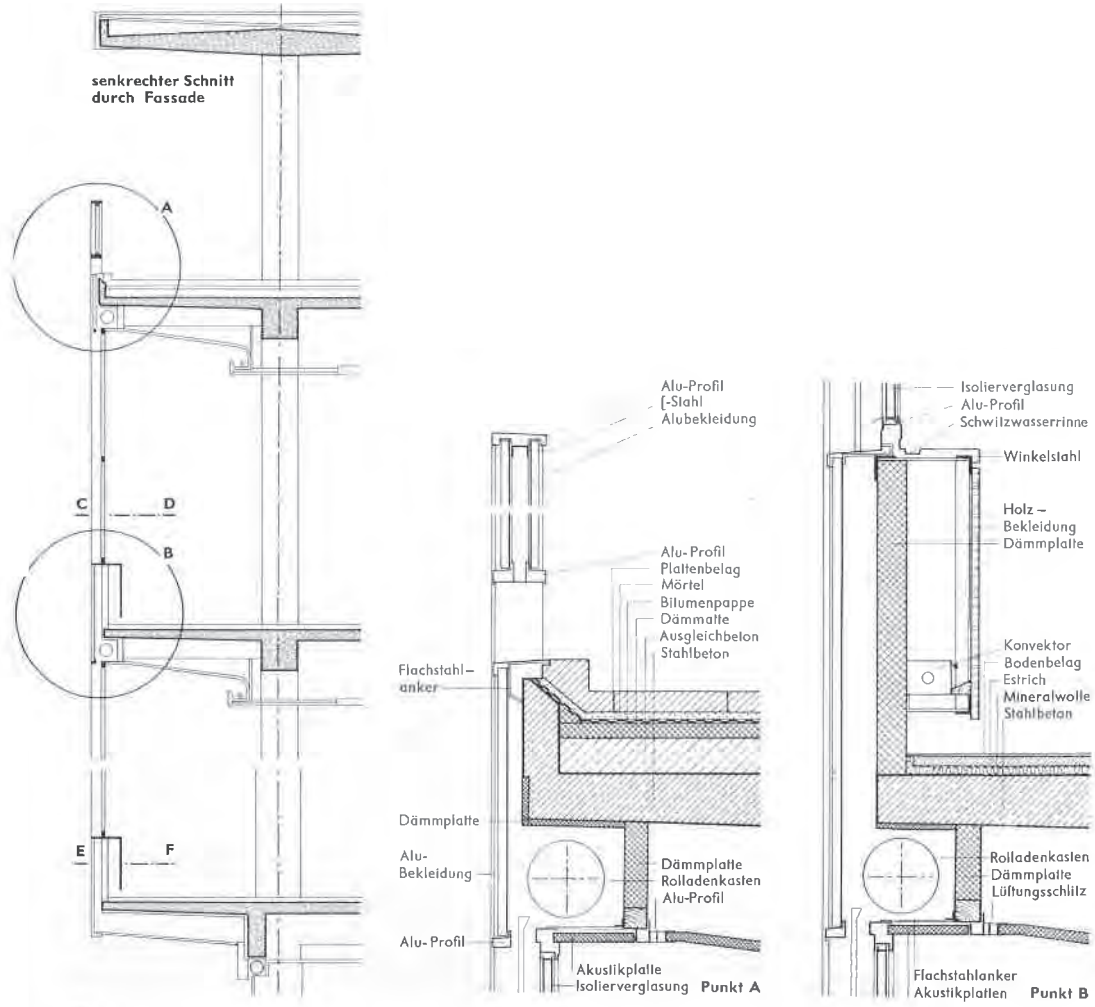
aus: Inventar gemäss §§ 4 und 12 der Verordnung betreffend die Denkmalpflege vom 9.12.2008.



1. + 2. Obergeschoss (Staatsarchiv Basel-Stadt)



Westfassade (Staatsarchiv Basel-Stadt)



Fassadendetails (Archiv Suter + Suter)



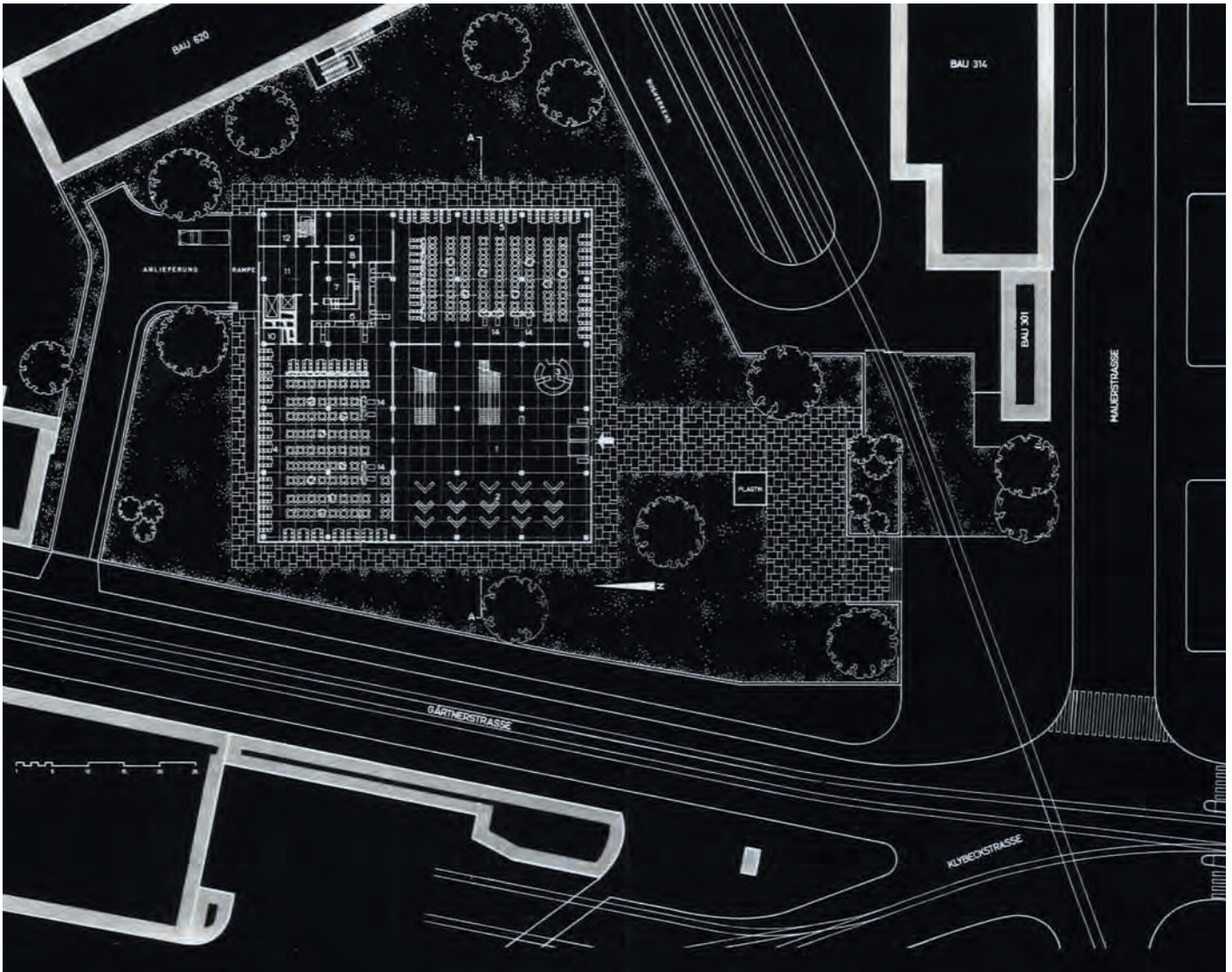
BAU 610
Gärtnerstrasse 2
Suter + Suter, 1965-67



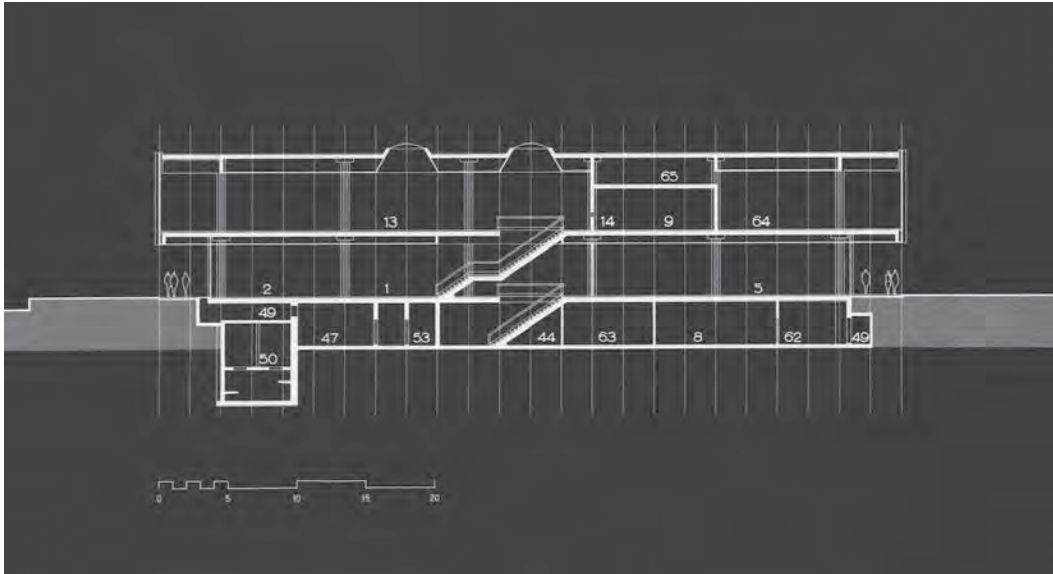
Bau 610 (Archiv Suter + Suter)

Der elegante kubische Baukörper der Klybeck-Kantine steht in einer Grünfläche an der Verkehrsdrehscheibe des Industrieareals. Im über einem quadratischen Grundriss errichteten Gebäude mit 2000 Sitzplätzen findet das rationalistische Prinzip der Betriebsorganisation seine architektonische Entsprechung. Dem Skelettbau aus Stahlbeton mit seiner Vorhangfassade liegt ein Modul von 2.25 Metern zugrunde. Seine klare und durchsichtige Struktur zeigt die Orientierung am Spätwerk von Mies van der Rohe. Den Höhepunkt bildet der grosse Speisesaal im Obergeschoss mit den Email-Wandbildern von Hans Erni an der einzigen raumteilenden, die Küche abgrenzenden Wand. Die Fassaden des grösseren Obergeschosses (54.2m² x 6.7m) und des eingezogenen Erdgeschosses (46.6m² x 3.8m) sind in Farbe und Struktur leicht differenziert. Die grossen Fensterflächen im Obergeschoss sind aus Stopray-Verbundglas gebildet. Ihr goldfarbener Ton prägt zusammen mit dem blasen Braun der Aluminiumprofile das Erscheinungsbild. Das Grundelement dieser rahmenden Teile - hochrechteckiges Mittelfeld und schmale flankierende Teile gefasst durch feine Profile - entspricht in seiner Breite dem Modul. Es wird viermal wiederholt, dann folgt - entsprechend zum Skelett - ein kräftiger Träger welcher die Fassade auch räumlich gliedert. Das Erdgeschoss wird durch die Vereinfachung dieser Struktur als Sockelzone betont; die Profile sind dunkler gefasst, die Fenster aus nicht beschichtetem Glas, dafür mit inneren Storen. Die Eingangshalle mit Garderobe und Kiosk - heute verändert - wird von zwei Cafés (je 400 Plätze) flankiert. Zum hellen Raumeindruck kontrastiert der braunrote Klinkerboden, im Stützegeviert gefasst durch weisse Platten. Zwei gerade, zweiläufige Treppen (Granitstufen, Handläufe aus Holz) führen ins Restaurant, eine ins Untergeschoss. Das vollklimatisierte Gebäude ist weitgehend im Originalzustand erhalten; neu ist die Fluchttreppe vor der Südfassade.

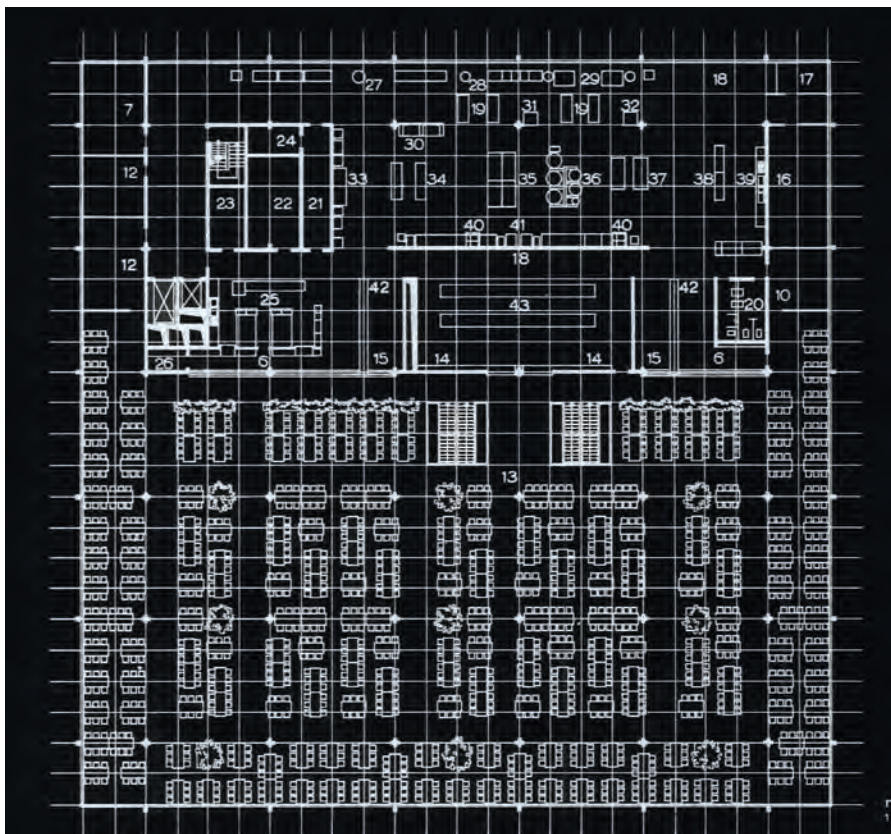
aus: Inventar gemäss §§ 4 und 12 der Verordnung betreffend die Denkmalpflege vom 9.12.2008.



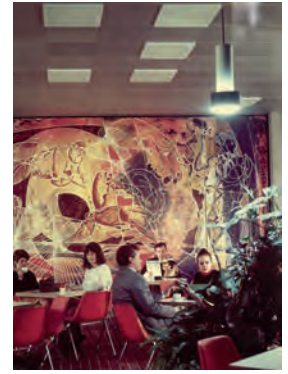
Erdgeschoss (Bildarchiv Suter + Suter)



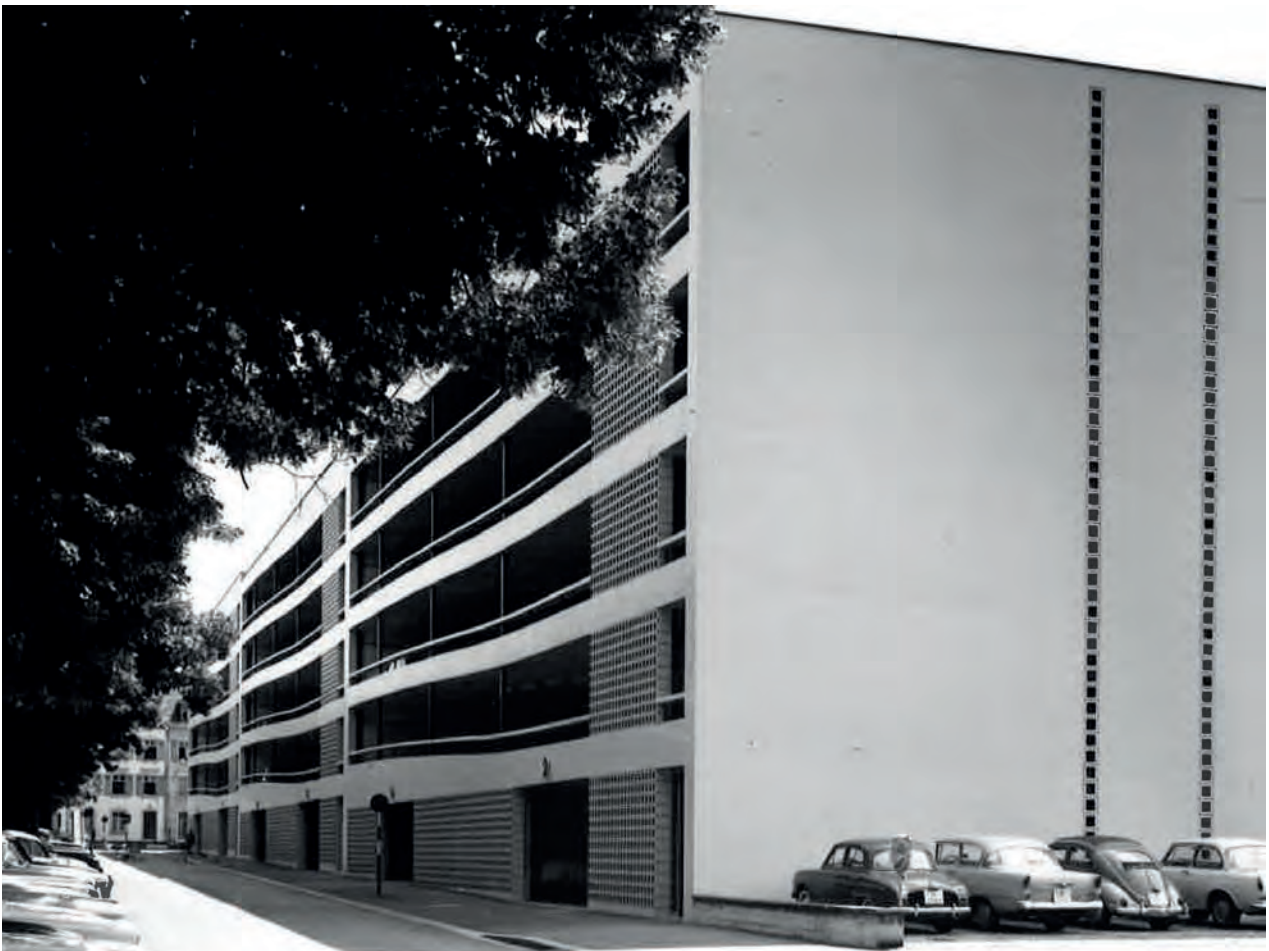
Schnitt (Archiv Suter + Suter)



Obergeschoss (Archiv Suter + Suter)



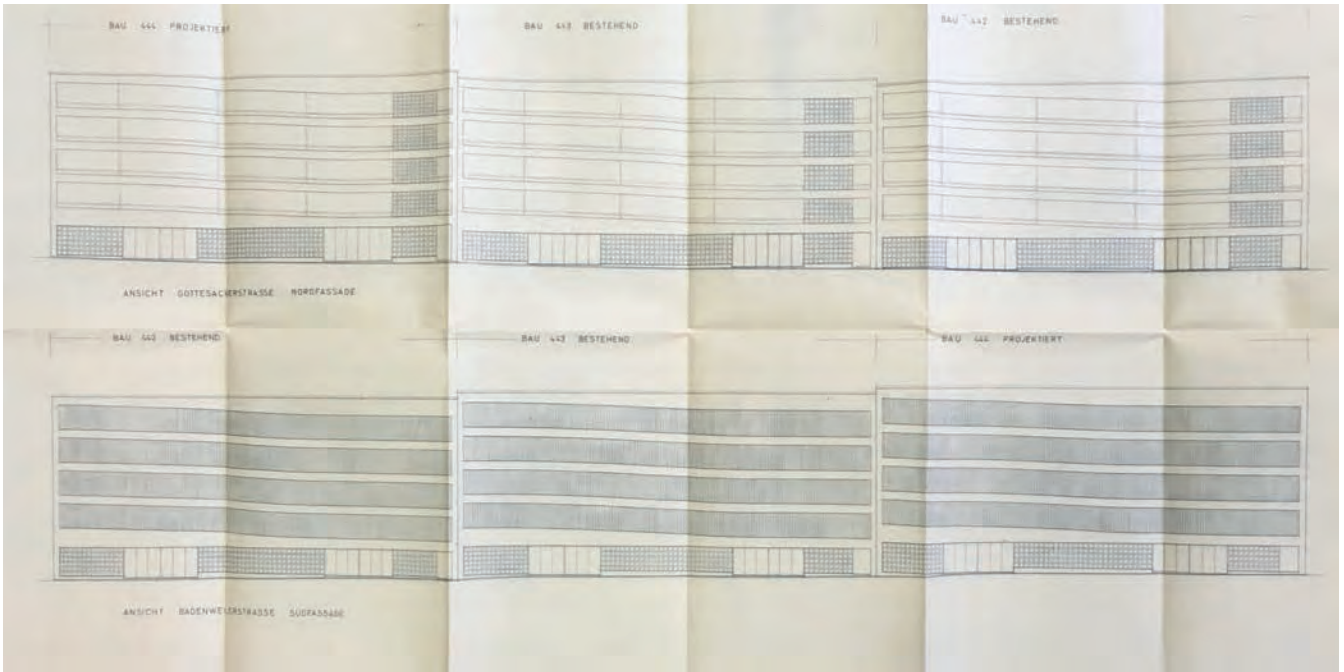
BAU 442-444
Badenweilerstrasse 41
Suter + Suter, 1960-63



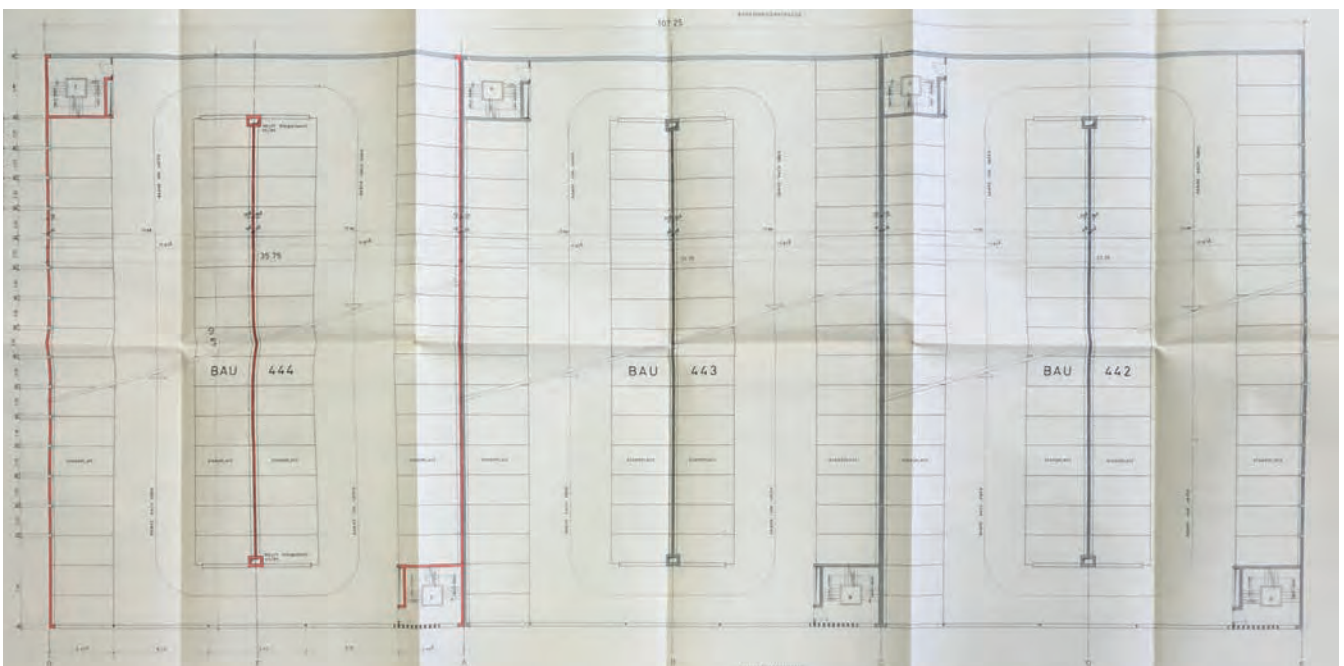
Bau 442-444 (Archiv Suter + Suter)

Wie die Johanniterbrücke verkörpert auch die für 1100 Personenwagen erbaute Einstellhalle die zweckgebundene Form im Geist des Funktionalismus der 1960er Jahre. Sie liegt etwas versteckt hinter der ebenfalls von der damaligen Ciba veranlassten Überbauung an der Horburgstrasse, mit der Arnold Gfeller schon 1947 den für die 1950er Jahre repräsentativen Wohnhaustyp realisierte. Im Blick auf seine Südseite erscheint das Parkhaus als ein vertikal und horizontal rhythmisierter weisser Kubus, der an die damals gerade aufkommende Minimal Art erinnert. Die - hier praktisch nutzbare - «Primärstruktur» ist gebildet aus der Addition dreier gleicher Bauten und den in ihrem Innen umlaufenden und ansteigenden Rampen. Diese dienen als Fahrstrasse und Abstellplatz zugleich (sogenanntes «Rampensystem»). Der durch den Rampenverlauf bedingte, in den Stirnflächen der Decken ablesbare Knick bewirkt die bewegte horizontale Gliederung, die durch die in kurzen Abständen angeordneten Sonnenblenden ihre Feinstruktur erhält. Die Nordseite ist bis auf eine schmale Brüstung mit Geländer geöffnet. Eine Ausnahme bildet die ausgesparte Treppenhausachse aus Formsteinen, die auch im Erdgeschoss den Wandabschluss bilden und als - verglaste - vertikale Lichtöffnungen in die beiden geschlossenen Seitenfassaden gesetzt sind.

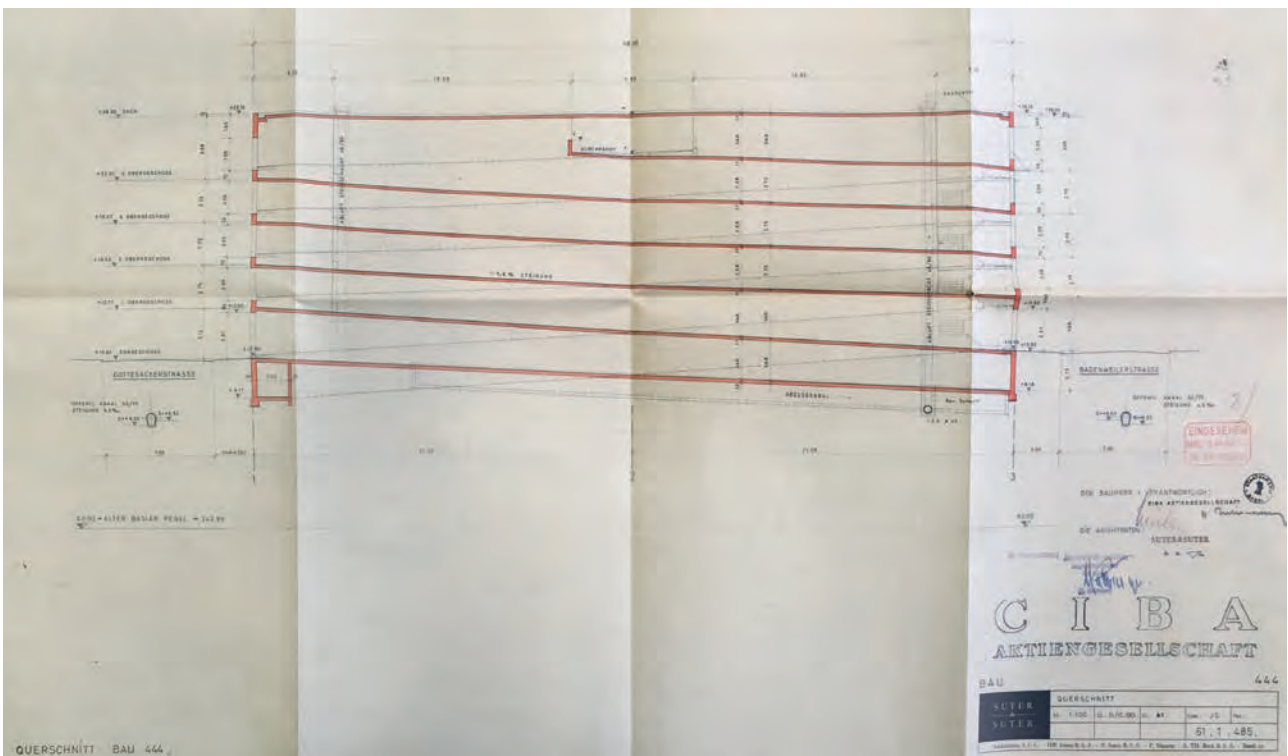
aus: Inventar gemäss §§ 4 und 12 der Verordnung betreffend die Denkmalpflege vom 9.12.2008.



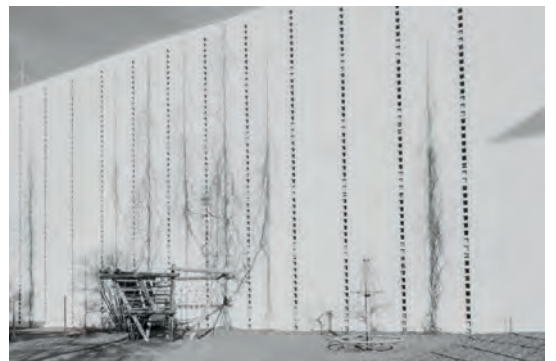
Nord-/ Südfassaden (Staatsarchiv Basel-Stadt)



Regelgeschoss (Staatsarchiv Basel-Stadt)



Schnitt (Staatsarchiv Basel-Stadt)



BAU K-26
Klybeckstrasse 141
CIBA Baubüro, 1937

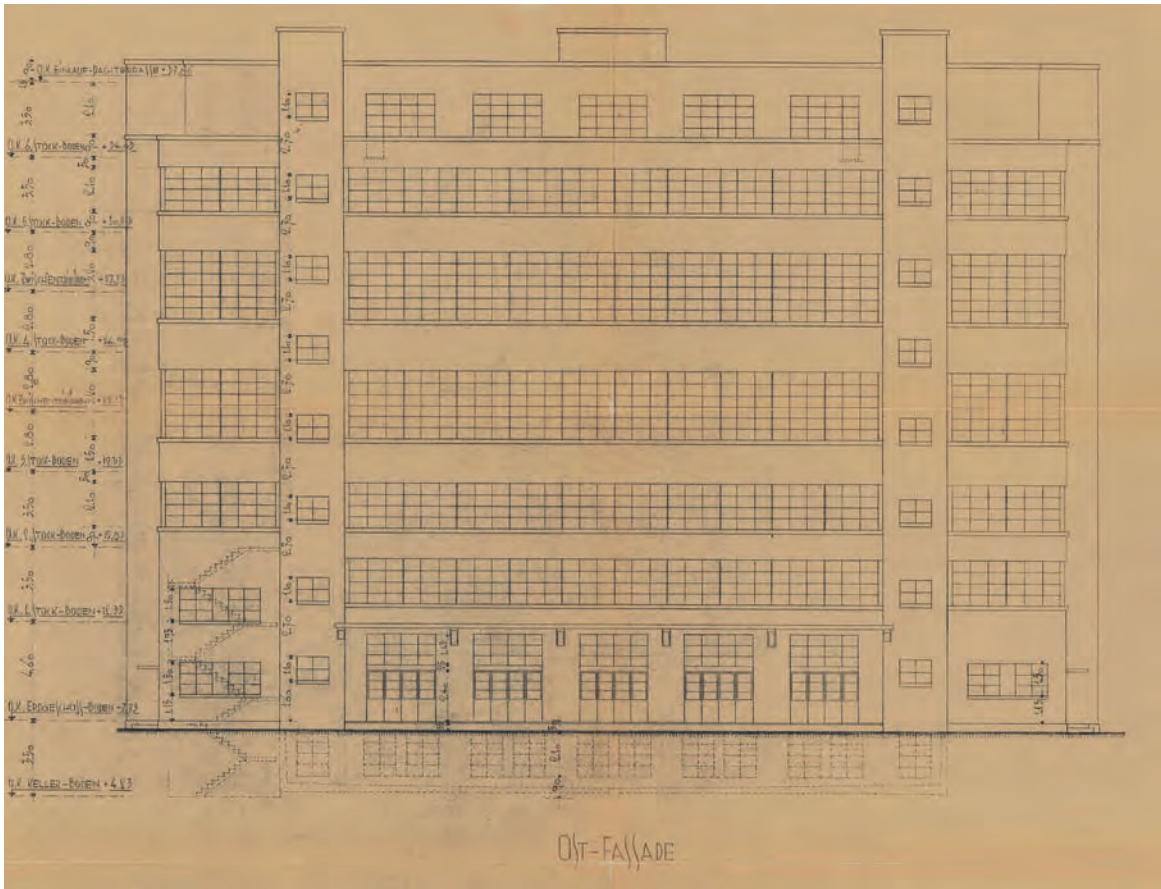


Bau K-26

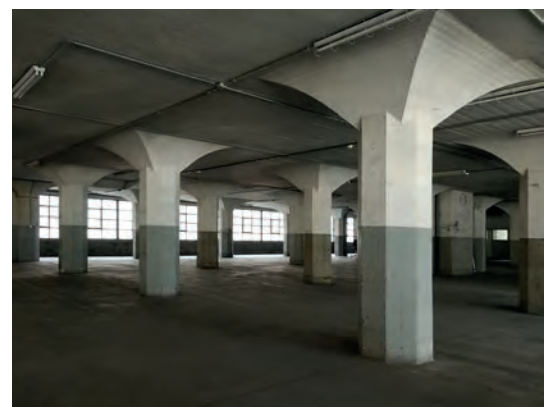
Das mächtige Industriegebäude steht von der Klybeckstrasse her nicht sichtbar auf dem Gelände der ehemaligen Ciba. Es diente als Magazingebäude mit „Lagerräumen für Rohmaterialien in Säcken und Fässern abgefüllt“. Ausserdem befanden sich darin die Büros der Magazinverwaltung. Der imposante Bau ist gänzlich in armiertem Beton errichtet, mit Türen aus Eisen. Da auch brennbare Materialien gelagert wurden, waren die Sicherheitsvorkehrungen besonders hoch.

Die ausserordentlich moderne Architektur findet ihre Ausdruckskraft in ihrer strengen Symmetrie. Die Hauptfassade mit der Anlieferung unter einem kurzen Flugdach – ein architektonisches Element, das in den 1950er Jahren perfektioniert wurde – zeichnet sich durch die grossflächigen Fensterbänder mit feiner Metall-Sprossierung aus. Diese erstrecken sich über fünf der insgesamt sieben Geschosse und werden von den schmalen Treppenhäusern unterbrochen, die über das Hauptgesims hinausragen. Das oberste Geschoss ist als weit zurückversetztes Attikageschoss ausgebildet und von der Strasse nicht sichtbar. Die Rückfassade und Seitenfassaden zeigen hingegen grosse, quadratische Fenster, die ebenfalls mit einer feinen Sprossierung gestaltet sind. Im Innern sind die als Lagerräume dienenden Geschosse mehrheitlich offen und nur durch Pilaster unterteilt. Das äussere Erscheinungsbild blieb vollständig bewahrt.

aus: Inventar gemäss §§ 4 und 12 der Verordnung betreffend die Denkmalpflege vom 9.12.2008



Ostfassade



BAU 127
Unterer Rheinweg 180
Suter + Suter, 1971

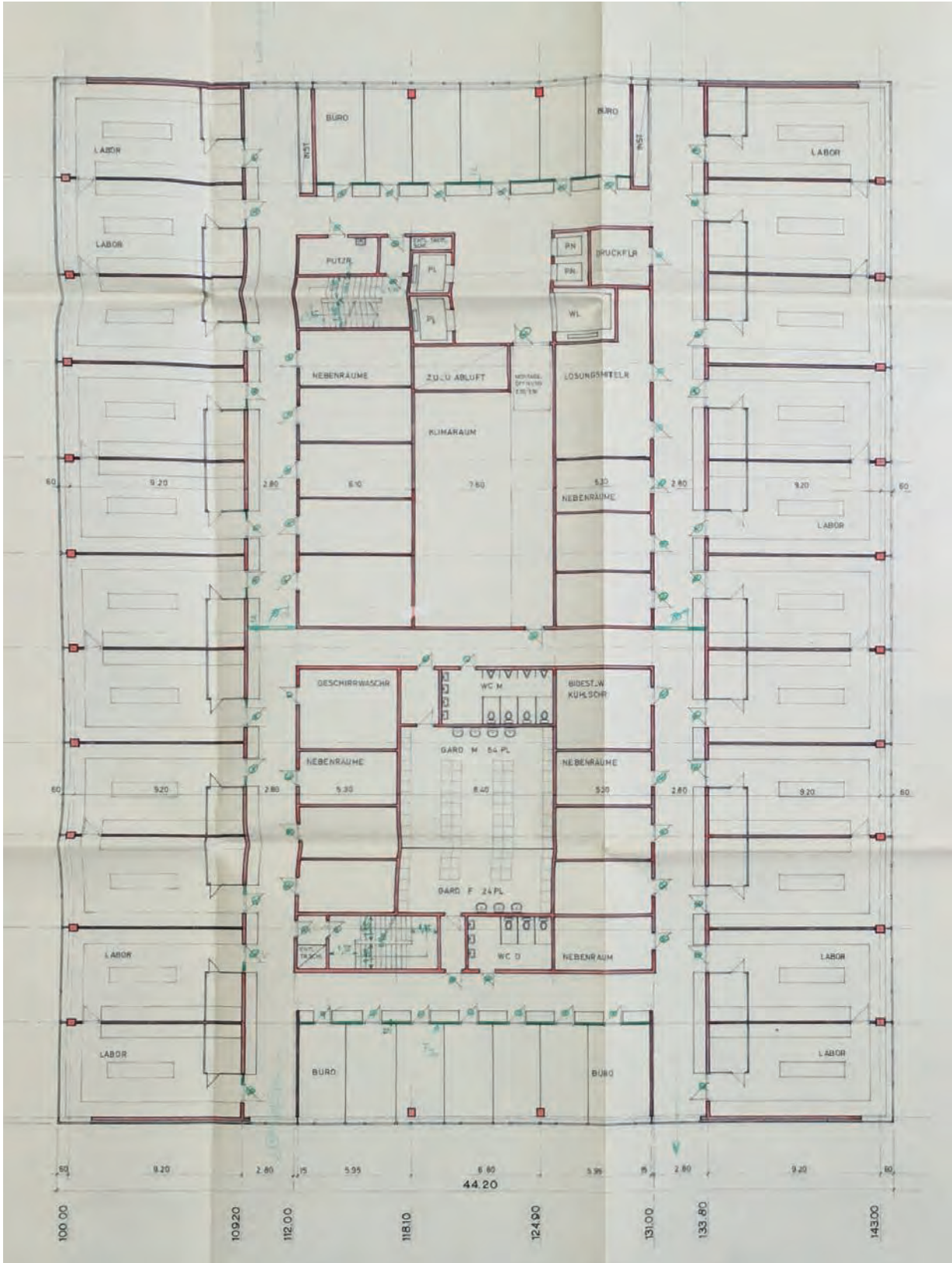


Bau 127 (Archiv Suter + Suter)

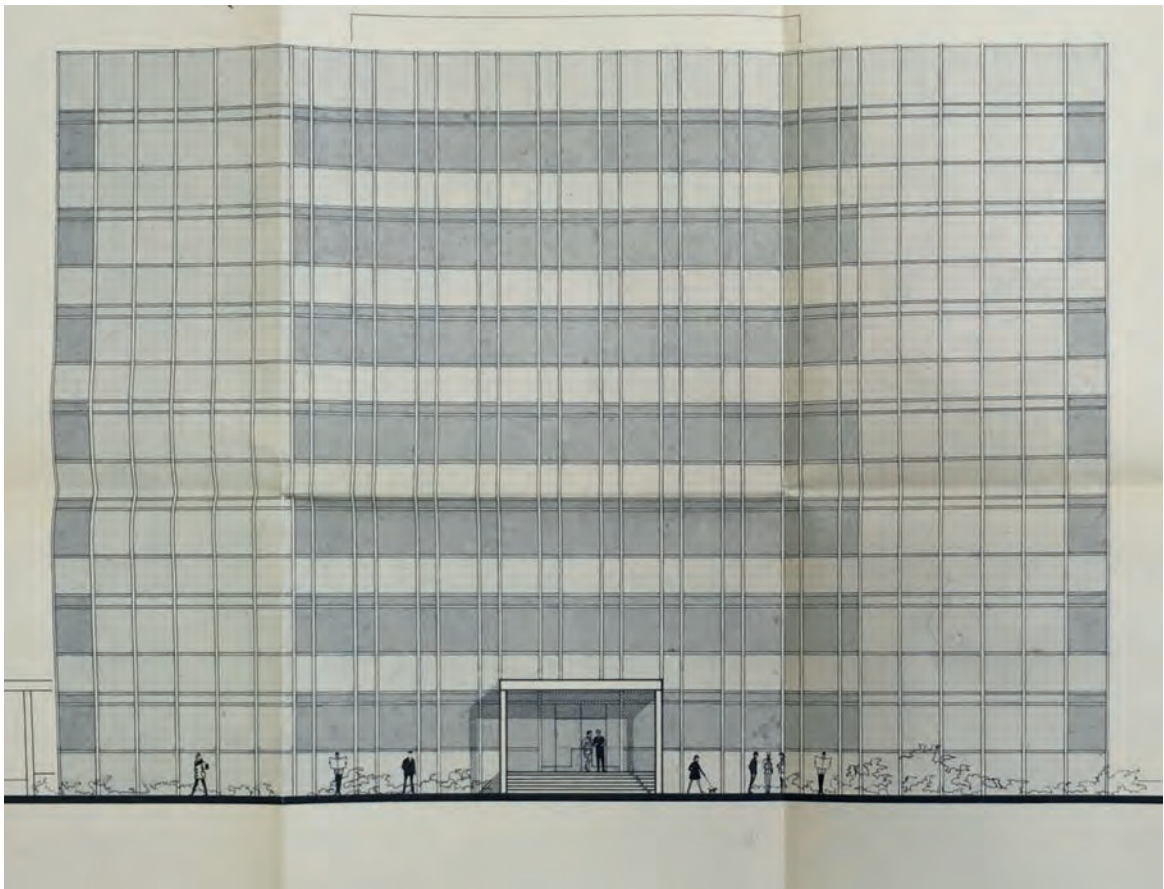
Der Grundriss zeigt das Konzept einer dreibündigen Anlage mit den 5,10 m breiten Laboreinheiten in den Aussenzonen der Nord- und Südfassade, mit der variabel unterteilbaren Bürofläche an den Stirnseiten der Mittelzone, in welcher die Vertikalverbindungen, die Garderoben, Toiletten und Nebenräume untergebracht sind. Die Labors sind zweckmässig konzipiert, einheitlich gross und enthalten an der Seite zum Gang ein Cubicle, abgeteilt durch eine teilweise verglaste, akustisch gut isolierte Trennwand, ein kleiner Raum mit Schreibtisch für den Chemiker, der von dieser «Denkzelle» aus das ganze Labor überblicken kann. Die Medienanschlüsse sind beiderseits an den Arbeitstischen vor den Längswänden installiert. Sie werden von einem Ringleitungssystem unter dem Boden gespeist. Ausser der Zugangstüre vom Gang hat jedes Labor aus Sicherheitsgründen eine Verbindungstüre zum Nachbarlabor.

Die Proportionen des Gebäudes wurden durch Grösse und Form des vorhandenen Baugrundstücks und durch das Raumprogramm wesentlich vorausbestimmt. Das Gebäude der Analytik musste sich einerseits dem akzentuierten Hochhaus der Biologie unterordnen und sich andererseits in die Uferbebauung am Rhein einfügen. Das Tragwerk ist ein Stahlbetonskelett mit Massivdecken und Fassadenstützen entsprechend den Laborachsen alle 5,10 Meter. Zwischenwände der Gebäudemittelzone tragend ausgeführt, Labortrennwände vorgefertigt, 10 cm stark. Geschosshöhe 4,12 m, lichte Raumhöhe bis zur abgehängten Lüftungsdecke 3,23 m. Die Glasfassade ist vorgehängt und von innen hinterlüftet. Fenster aus Thermopane, graublau gefärbt, Sandwichbrüstung aus Sicherheitsglas blau emailliert.

*aus: Baubeschrieb Bau 127 Analytik, Labor für analytische Kontrollen,
Suter+Suter AG vom 17.04.1974.*

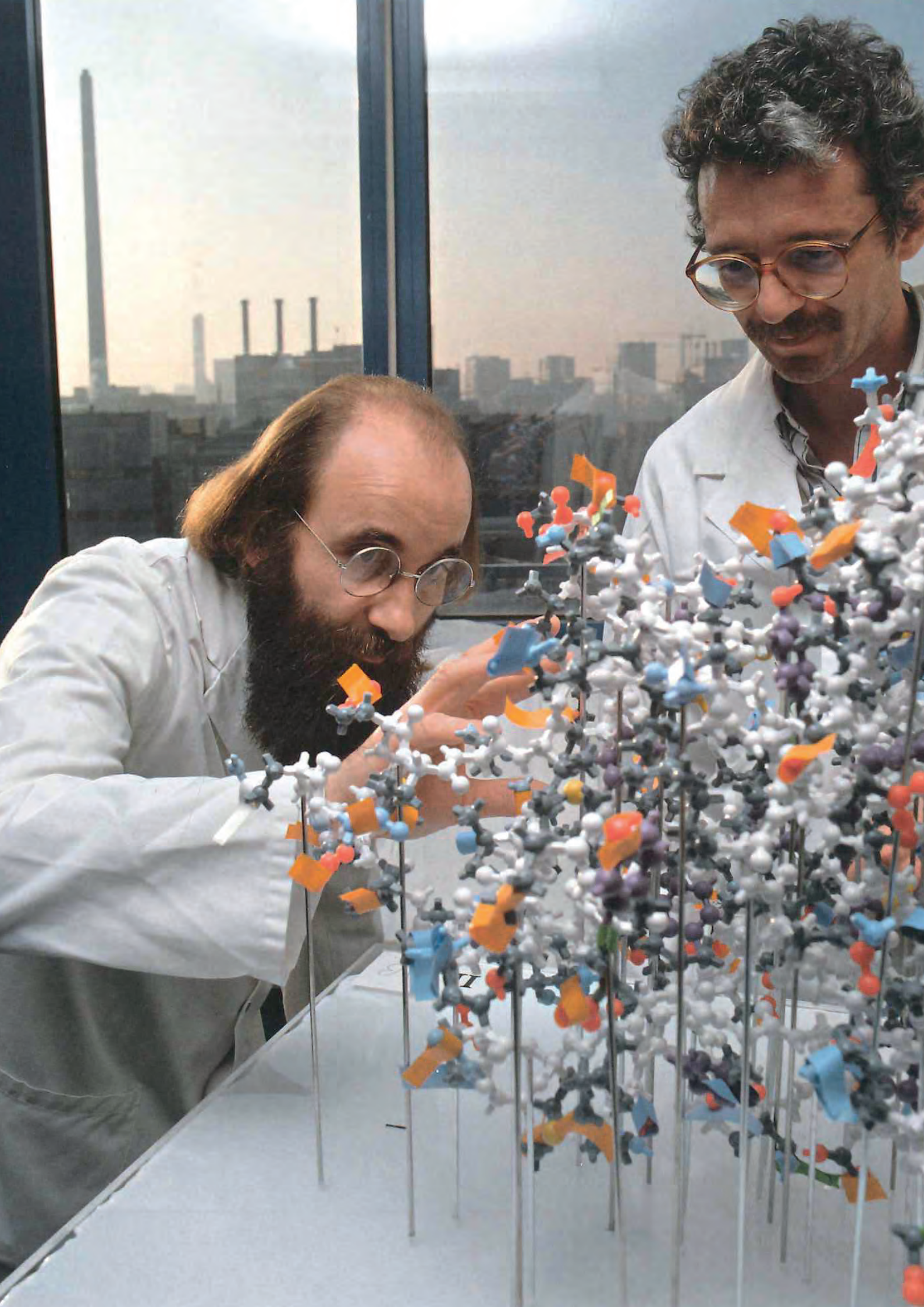


Grundriss Regelgeschoss (Staatsarchiv)



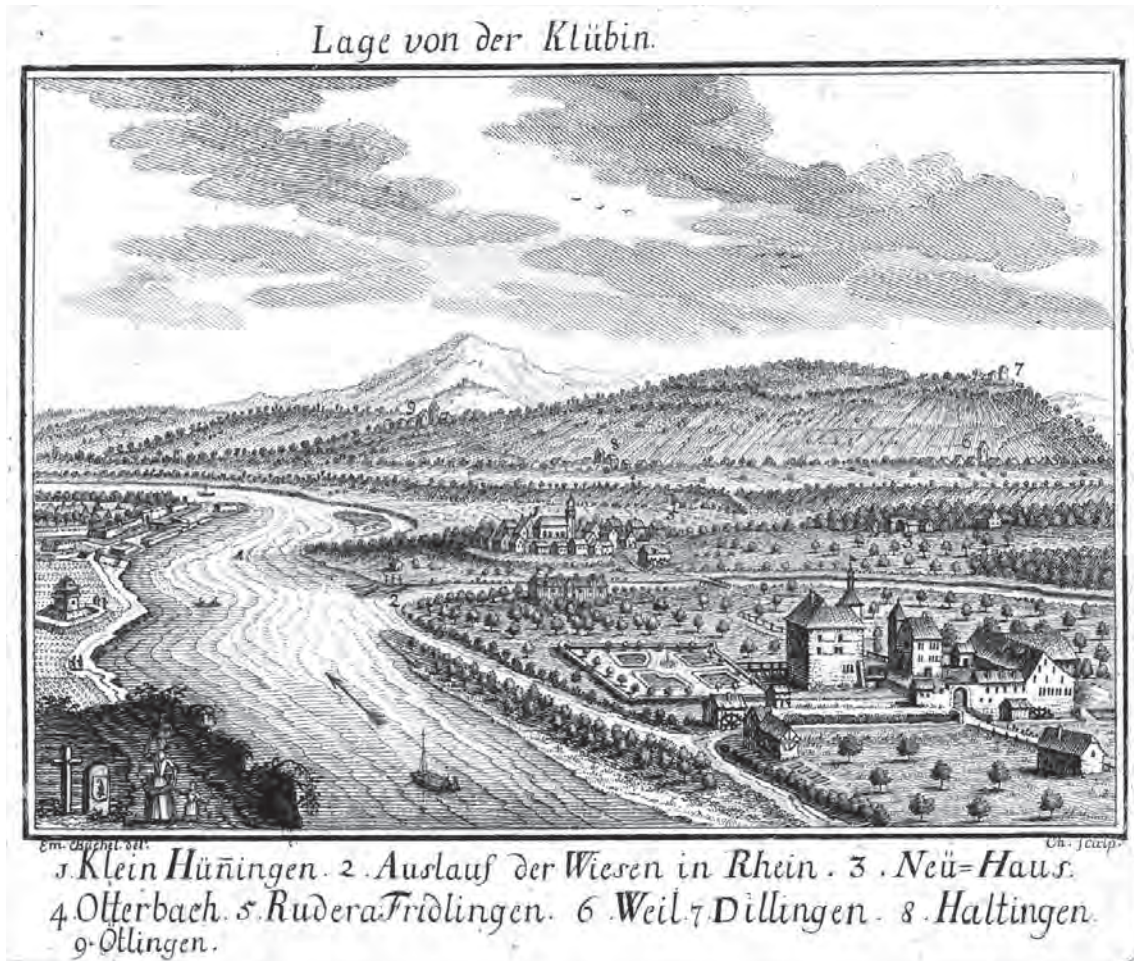
Ostfassade (Staatsarchiv)



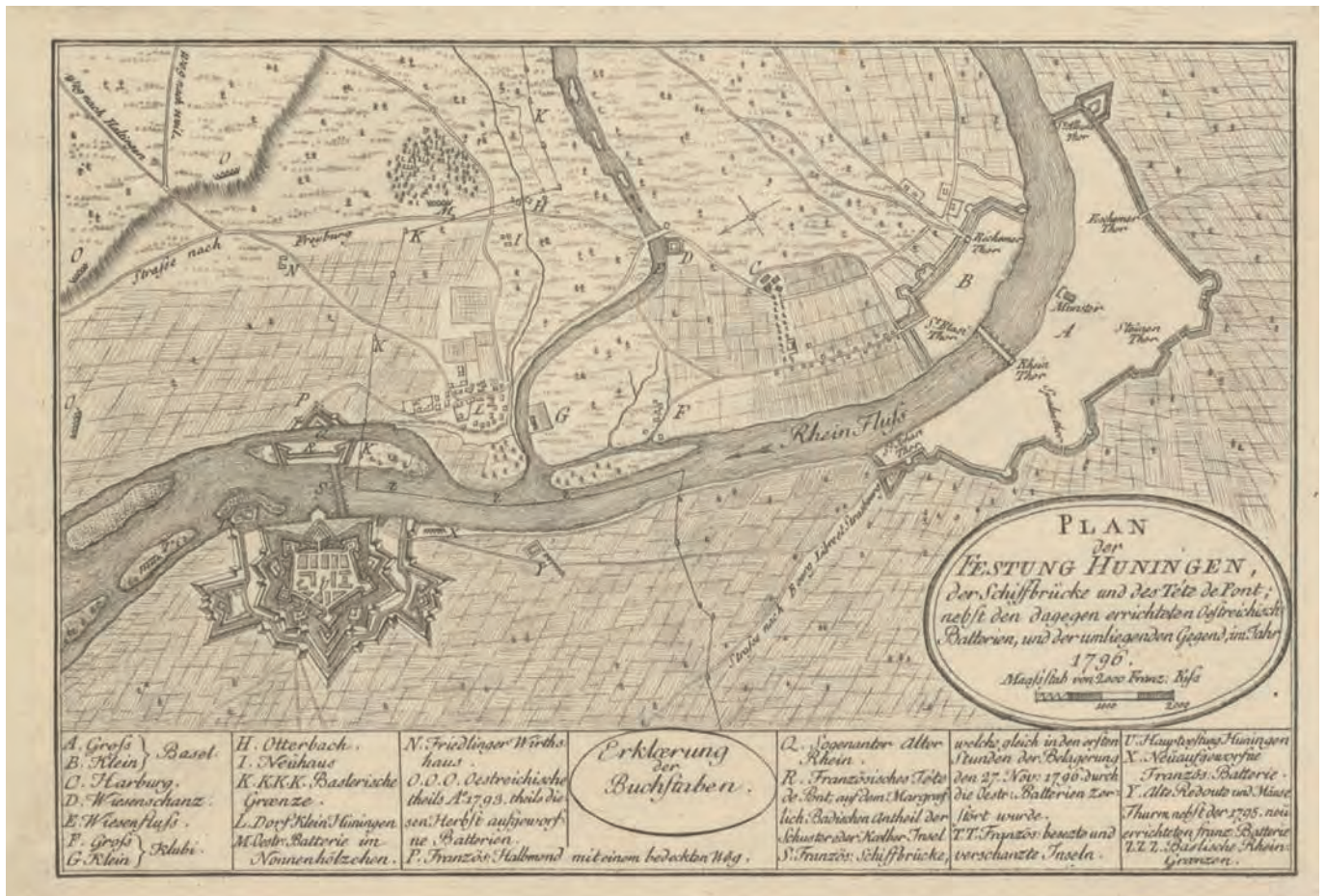


ENTWICKLUNG

HISTORISCHE KARTEN



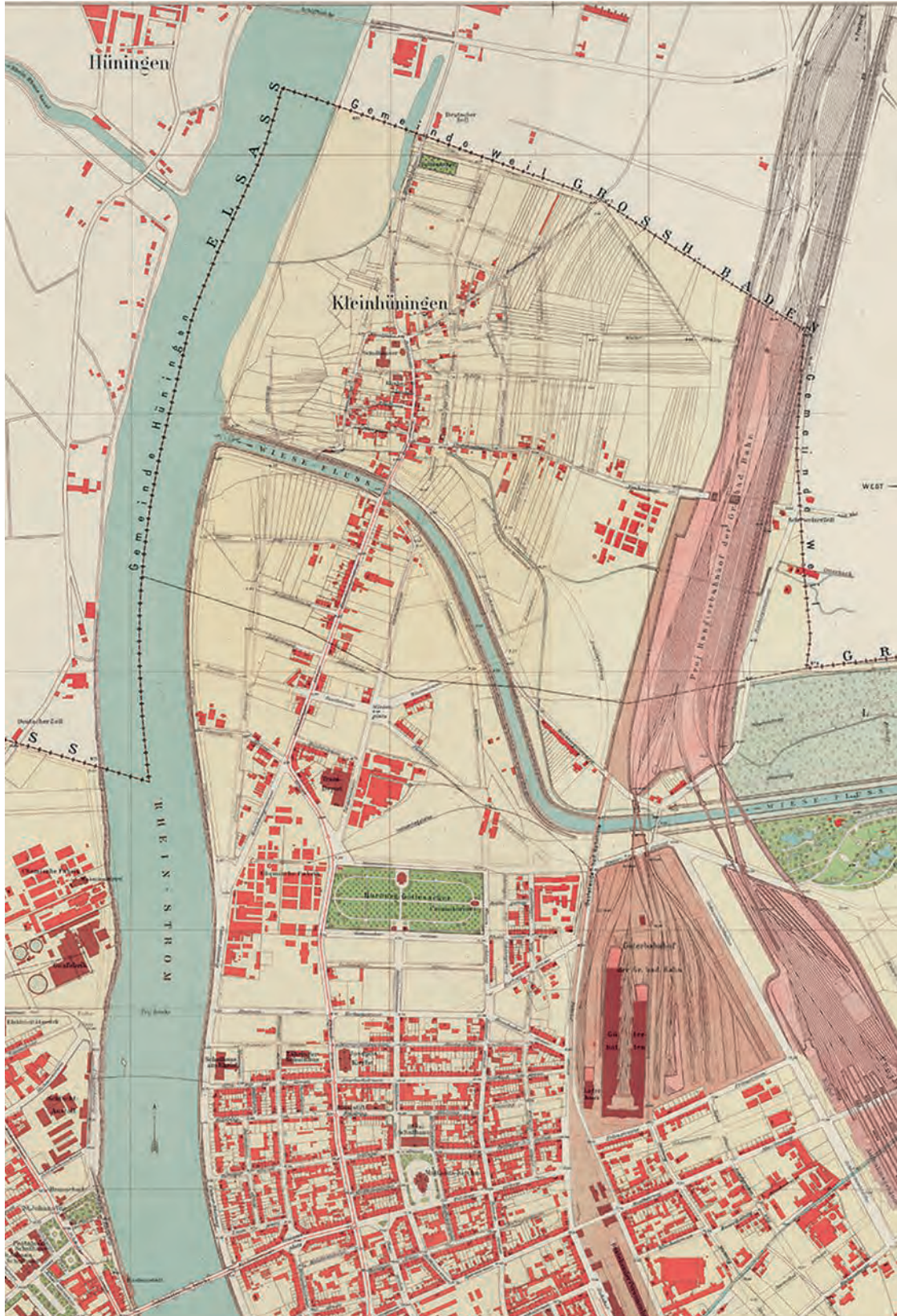
Emanuel Büchel, Lage von der Klübin (1751)



Plan der Festung Huningen, der Schiffbrücke und des Tête de Pont (nach 1796)



Baukollegium der Stadt Basel: Situationsplan der Stadt Basel mit ihren Umgebungen (1868)
(Ausschnitt)



Übersichtsplan der Stadt Basel (1905)
(Ausschnitt)



Übersichtsplan der Stadt Basel (1940)
(Ausschnitt)



Übersichtsplan der Stadt Basel (1961)
(Ausschnitt)

EINE STADT IM WERDEN STÄDTEBAULICHE STUDIE BASEL

Jacques Herzog, Pierre de Meuron, Remy Zaugg
1992/93

EINE STADT IM WERDEN?

Die städtebauliche Studie stellt gleich zum Anfang die Frage: Basel, eine Stadt im Werden? Diese Frage stellt sich in erster Linie hinsichtlich des Orts der Studie und der Methode unserer Annäherung. Für eine Annäherung an die örtlichen Verhältnisse führten uns zunächst eine Reihe von Beobachtungen den Grenzlinien der Stadt Basel entlang. Diese geopolitischen Beobachtungen zeigten auf, dass die Grenzen nicht nur eine politische Tatsache, sondern auch eine städtebauliche, das tägliche Leben betreffende Realität darstellen. Die Grenzlinien sind beinahe wie Befestigungslinien ausgebaut; sie sind durch Anlagen wie z.B. Friedhöfe, Hafenbecken, eine Psychiatrische Anstalt besetzt, welche für den Stadtbewohner auf beiden Seiten der Grenzen im Alltag unzugänglich bleiben und sich deshalb wie eine Sicherheitszone, ja sogar wie eine Art städtebauliches Bollwerk auswirken: Statt eines verbindenden Stadtraums, welcher den Austausch und die Kommunikation der Quartiere und Gemeinden und der Stadtteile beidseitig der verschiedenen kommunalen, kantonalen und nationalen Grenzen ermöglicht, finden sich hier gerade diejenigen städtischen Nutzungen in hoher Konzentration und scheinbar systematischer, strategische Anordnung, welche besonders geeignet sind, die Kontinuität des Stadtraums zu unterbrechen. Die vorliegende Studie stellt konkrete, städtebauliche Konzepte vor. Sie betreffen sowohl den Ausbau, die Ergänzung oder die Verdichtung der bestehenden städtischen Strukturen als auch den Ausbau und die Umwandlung von heute noch undifferenziertem und nicht bewusst genutztem städtischem Zwischenraum zu öffentlichem Stadtraum.

Wir haben uns der städtischen Agglomeration von Basel angenähert wie Fremde, beobachtend und fragend, ohne Rücksicht zu nehmen auf Baugesetze und Zonenpläne: Uns interessierte die physische Realität der Stadt, sie ist Ausgangspunkt unserer Gedanken und Projektionen. Wir erstellen keinen einheitlichen und verbindlichen Plan. Unser Plan, das sind viele Pläne, viele Städte, welche sich zu einer Stadt verbinden, sich ergänzen, mit unterschiedlicher Geschwindigkeit, unterschiedlichem ökonomischem und kulturellem Gewicht. Es gibt keine Bevorzugung einzelner Gebiete, keine Sonderstellung a priori, seien sie auf französischem oder schweizerischem oder deutschem Territorium.

Der Ort für welchen wir diese Pläne, diese städtebaulichen Konzepte entwickeln, ist deshalb charakterisiert von einer Vielzahl von Orten, einer Zusammenballung von Orten. Diese Orte sind in der ganzen Agglomeration von Basel

verstreut. Oder vielmehr: Diese Orte bilden die Agglomeration von Basel. Die Agglomeration von Basel ist deshalb bei genauerer Betrachtung auch gar keine eigentliche Agglomeration, d.h. eine Anhäufung von Siedlungspunkten, welche sich satellitengleich um ein einziges Zentrum herum bilden, sondern eher ein Konglomerat d. h. eine Zusammenballung von politisch und kulturell und ökonomisch weitgehend selbständigen, heterogenen Teilen. Sicher ist Basel – auch aus historischer Sicht – das eigentliche Zentrum, die Kernstadt sozusagen dieses trinationalen, städtischen Konglomerats von ca. 500.000 Einwohnern. Anders als bei Städten vergleichbarer Grösse ist diese Zentrumssituation jedoch nicht gleichzeitig eine politische Realität; ja es würde kaum ein Bewohner von St. Louis oder von Weil oder Lorrach – im fernen Ausland nach seiner Heimatstadt befragt – „Basel“ angeben. Eher würde er umständlich die Grenzlage der drei hier anstossenden Länder zu beschreiben versuchen.

Unsere städtebaulichen Konzepte haben denn auch eher eine Verdichtung dieser vorgegebenen Konglomeratsstruktur zum Ziel als dass die Bildung einer zentralistischen, einseitig auf die Kernstadt Basel bezogenen Agglomeration angestrebt wird. Zufälligkeit und Lockerheit der Verbindungskräfte – typische Eigenschaften eines Konglomerats – sollen auch in Zukunft spezifischer, städtebaulicher Ausdruck dieser Ortsituation bleiben.

Die städtebaulichen Konzepte wollen jedoch gleichzeitig auch etwas Absichtsvolles, bewusst Städtebauliches einbringen: Bisher nur auf sich selbst bezogene, abgegrenzte Orte sollen auch andere, neue stadträumliche Beziehungen eingehen können, so dass diese Orte ebensosehr quartierspezifischer Ausdruck wie auch Teil eines verbindenden Stadtraums sein können. Unsere Konzepte gründen nicht auf frei erfundenen oder nach einer bestimmten städtebaulichen Theorie abgeleiteten Ideen, wie dieses z.B. für die Stadt der Aufklärung oder die Stadt der Moderne oder die Stadt eines mächtigen Herrschers der Fall ist. Wir haben keine eigentliche städtebauliche Idee oder eine Absicht a priori; eine solche Idee würde ja auch stets verraten von der politischen, kulturellen und ökonomischen Wirklichkeit der Stadt. Es war auch gar nicht notwendig, eine Idee zu entwickeln, da diese Stadt d.h. das in der Zukunft mögliche Bild dieser Stadt sich von selbst zeigte, je weiter unsere Beobachtungen und unsere Beschreibungen der vorhandenen städtebaulichen Realität fortschritten. Wir entdeckten die unterschiedlichen Strukturen der Quartiere, welche wie unterschiedliche Kristallisationsformen des Stadtverarbeitungsprozesses erscheinen. Wir entdeckten die Geleisefelder, die wie ein künstliches Flusssystem den Fluss des Rheins nachzuahmen scheinen. Wir entdeckten die in die Seitentäler des Rheins hinein gewirbelten, wenig geordneten und auch noch weniger dichten Stadtteile, d.h., das beobachtete und beschriebene städtische Konglomerat begann sich allmählich – wenn auch stellenweise noch undeutlich und blass – als eine Art Ausdruck des vorhandenen Naturraums zu zeigen. Der Naturraum wiederum – die Täler, die Hügel der Rhein mit der unverkennbaren Krümmung und die breite Rheinebene oberhalb dieser Krümmung – schien sich uns ebenfalls klarer

Gebisses flickt oder auswechselfelt. Die städtebauliche Absicht ist erfüllt, ist restlos ausgedrückt. Das mögliche Bild der Stadt ist vollständig sichtbar, es lässt kaum mehr Korrekturen zu, es lässt sich nicht mehr verbessern. Die Stadt kann nur noch verlassen, zerstört oder eben fortwährend saniert werden, um den einstigen Glanz konsumierbar zu machen. Der Stadtwerdungsprozess ist vergleichbar etwa dem Kristallisationsprozess einer chemischen Substanz – vollständig zu Ende geführt. Die ganze Energie, die notwendig war, um diesen Prozess in Gang zu setzen und zu intensivieren, um schließlich eine solche kristalline Reinheit, eine solche städtebauliche Klarheit zu erreichen, diese ganze Energie verpufft jetzt wirkungslos, sie kann nicht weiter umgesetzt oder eingesetzt werden im alltäglichen Betrieb der Stadt. Die Stadt verliert ihre selbstverständliche, städtische Vielfalt und Erneuerungsfreudigkeit; sie wird zum Ort für Kunstfreunde und Touristen; und damit zum speziellen Territorium, zum Sonderfall.

Je deutlicher sich aufgrund unserer Beobachtungen ein solches zukünftiges, mögliches Siedlungsbild der Stadt zu erkennen gibt, wo Naturraum und Stadtraum in eine untrennbaren Beziehung verbunden wären, desto klarer lässt sich auch die heutige Situation von Basel ablesen: Das trinationale städtische Konglomerat ist noch keine trinationale Stadt. Die verschiedenen, mehr oder weniger urbanen Zusammenballungen des Städtetonglomerats liegen häufig noch regungs- und beziehungslos nebeneinander, ja einige scheinen, wie wir in den einflussreichen geographischen Beobachtungen erkennen konnten, beinahe wie Abwehrzellen in das städtische Gebilde eingeschleust zu sein, um eine drohende, eine eigentlich naheliegende Verbindung zu unterbrechen oder zu stören. An vielen Orten, an denen sich Veränderungen anzubahnen, ja aufzudrängen scheinen, ist das städtische Konglomerat unfertig und unentschlossen. Vielleicht ist hier eine Stadt im Werden, vielleicht ist es auch bloss eine zufällige Anhäufung von Siedlungspunkten, die sich gegenseitig abtossend oder abgrenzend ins eigene Tal zurückziehen.

ABSPERRUNG ALS STÄDTEBAULICHES PRINZIP

Trifft es zu, dass die moderne Stadtplanung des Staates Basel-Stadt und die Beziehungen der Stadt zu ihrer Region aus der bewussten oder unbewussten Vorstellung des Stereotyps der Festung hervorgegangen sind?

Diese Festung wäre: erstens durch einen dichten, aktiven und kreativen Innenbereich gekennzeichnet, dessen egoistische Zentripetalkraft die im Umkreis entstandenen Energien absorbiert und verschluckt. Zweitens durch Befestigungen, Wälle oder Gräben begrenzt, die einschliessen vor dem, was sie auf Distanz halten, trennen von dem, was sie ausschliessen, schützen und deklassieren, indem sie einen Unterschied einführen zwischen einem abge-

und eindeutiger zu manifestieren an den Orten, wo die Stadt sich ihm gegenüber eindeutig ausdrückt und mit dem einst von der Natur geschaffenen Ort eine neue spezifische Verbindung einget.

Die Beziehung von Stadtraum und Naturraum rückte also immer stärker in den Vordergrund unserer Beobachtungen. Der zukünftige Raum der Stadt, angelegt in der heute noch undeutlichen Strukturen der Quartiere, Vorstädte und Vororte, trat wie von alleine, beinahe selbstverständlich hervor, so etwa wie sich das Bild auf dem Fotopapier in der Dunkelkammer des Fotografen allmählich abzeichnet. Das Siedlungsbild, das sich abzeichnen begann, gleich zunehmend dem Bild, welches durch den natürlich vorgegebenen Raum geprägt ist. Der Naturraum begann zu verschwinden und kam in umgewandelter, architektonisch gestalteter Form, ausgedrückt durch die immer deutlicheren Stadtstrukturen, wieder zum Vorschein. Umgekehrt begann auch das heutige Bild der Stadt zu verschwinden Die künstliche, der Natur entgegengesetzte, den Verlauf der Täler, das Ansteigen der Hügel die Krümmung des Flusses missachtende, undifferenzierte Häusermasse trat zurück, um uns umso klarer, in einer veränderten, mit dem Bild des Naturraums untrennbar verbundenen Form entgegenzutreten. Diese scheinbar paradoxe Situation, dass Natur in Stadt umgewandelt wird und während dieses Prozesses der Stadtwerdung die Stadt die Form des Naturraums, dessen sie sich bemächtigt, annimmt und restlos ausfüllt, in sie hineinwächst und dabei selbst zur Naturform gerinnt, ist nur in wenigen Städten, zum Beispiel in Venedig und Manhattan, eindrucksvoll Wirklichkeit geworden.

Die Stadt hat den Naturraum restlos aufgefressen, bis zum letzten Stück Ufer und sogar etwas darüberhinaus. Die Häuser Venedigs scheinen auf dem Wasser zu schweben; die Erde als Sockel als tragendes Element ist verschwunden. Die Natur ist an keinem Ort der Stadt in ihrer ursprünglichen Ausprägung mehr sichtbar. Gleichzeitig zeigt sich die Stadt als eine homogene Häusermasse, welche das einst natürliche Terrain eingenommen hat und nun die natürlichen Konturen der Insel nachzeichnet. Die Stadt ahmt die Formen der Natur nach. Die Masse der Häuser – Palazzi in Venedig und Türme in Manhattan – erscheint wie ein zum Volumen verdichteter Ausdruck der flächigen, topografischen Gegebenheiten. Die Häuser sind vollständig und untrennbar eins geworden mit dem Inselboden, dessen einst natürliche Formen nun das Bild der Stadt prägen. Die Stadt ist durch die ihr zugrundeliegende Naturform erkennbar und identifizierbar. Sie ist also nicht mehr ein eigenständiges, der Natur in dialektischer Form entgegengesetztes Gebilde. Stadt- und Naturform sind identisch geworden.

In diesem Fall ist das Unwahrscheinliche eingetroffen: Die Stadt, welche eigentlich gar nie zu Ende gebaut sein kann, ist hier, in Manhattan und Venedig, tatsächlich zu Ende gebaut. Wohl werden noch einzelne architektonische Eingriffe vorgenommen, aber bloss in der Art, wie man die Zähne eines

werteten Äusseren, das sie ablehnen und einem Innern, das sie aufwerten. Und drittens wäre diese Festung mit einigen zaghaften und ängstlichen Toren versehen, die die Kontrolle und Beherrschung des ideellen und materiellen Austausches sicherstellen.

Untersuchen wir nun die gemeinsame Grenze mit Frankreich. Ein Teil dieser Grenze folgt der Rheinmitte. Die Teilung erscheint natürlich. Sie ist ebenso geometrisch und präzise wie gerecht. Es gibt nichts dagegen einzuwenden, die Grenze versteht sich von selbst. Der Fluss ist breit und übersichtlich: Man sieht, was kommt. Die Grenze ist also überwachbar und folglich sicher. Und doch: Das ganze rechte Ufer wird von Hafenanlagen und hohen Tanklagern belegt, die verschwinden, sobald das gegenüberliegende Ufer nicht mehr französisch, sondern baslerisch ist. Im äussersten Norden liegt das grosse, parallel zum Rhein angelegte Hafenbecken, das mit dem Fluss zusammen eine Insel entstehen lässt. Eine Insel zum Be- und Entladen von Schiffen, die aber zugleich auch eine Demarkationsinsel ist, hinter der sich die Stadt zurückzieht und zu verschanzen scheint. In der Verlängerung dieser Insel sind zudem riesige Tanklager mit ihren Gleisanlagen von Maschinen- und Stacheldraht umzogen, gegen Frankreich gewandt. Dieses hässliche, abstossende und gefährliche, wenig einnehmende Gebiet hört etwa hundert Meter südlich des Punkts auf, an dem, die französisch-schweizerische Grenze die Flussmitte verlässt, um im rechten Winkel abzuknicken und über das linksrheinische Ufer hinaus auf festen Boden zu führen.

Dieses Gebiet ist so abschreckend, dass die einzige Antwort der französischen Nachbarn aus ein paar Industrieanlagen und einem öden, verwahrlosten Uferstreifen besteht. Der Zutritt zu dem mit Tanklagern und Gleisanlagen überbauten Ufer ist der Öffentlichkeit verwehrt. Es gibt kein eigentliches Verbot sondern einfach Sicherheitsmassnahmen, die durch den Einsatz mehr oder weniger heikler Techniken und durch die Ausübung von Handelstätigkeiten bedingt sind. Es handelt sich also um eine banale Unausweichlichkeit, der sich der arbeitende Stadtmensch nicht entziehen kann. Der Fluss ist unzugänglich, man kann ihn nur für kurze Augenblicke erkennen. Man weiss, dass er da ist, und das genügt. Diesem Rhein hier misstraut man, denn er ist hier nicht der Fluss, den man liebt. Es ist nicht der Rhein des Stadtzentrums, der die zwei Enklaven miteinander verbindet und in dem man sogar mit Lust baden kann.

Im Gegensatz dazu ist der Rhein flussabwärts wie flussaufwärts unkenntlich. Er ist wesentlich anders, hat eine andere Natur. Ausserhalb der Mauern – oder genauer: ausserhalb der Brücken kommt der Fluss gleichsam von irgendwoher und führt irgendwohin. Er kommt aus einem Anderswo und führt in ein Anderswo. In der Stadt fliesst er zwar auch, doch er scheint auf der Stelle zu fließen. Er bewegt sich vorwärts, ohne weiterzukommen. Man kann ihm vertrauen. Hier ist er viel eher Ort des Vergnügens, der Entspannung, des Flanierens und der sportlichen Betätigung als Ort der Arbeit. Selbst die Flusschiffer, die auf ihren in eintönigen Farben gestrichenen Lastkähnen die Stadt durchqueren, nehmen hier eine lässige Haltung ein.

Oberhalb und unterhalb der Stadt ist der Fluss sowohl Naturphänomen als auch Verkehrsweg, er ist gleichsam Transportmittel und Arbeitsinstrument. Das Wasser hat dort ein tückischeres Aussehen, es scheint kälter zu sein, selbst seine Farbe ist anders. In der Stadt gehört der Rhein den beiden Enklaven, die ihn umschliessen. Hier gehört er ganz allein der Stadt. Oberhalb und unterhalb der Stadt besitzt ihn niemand ausschliesslich. Einmal gehört er Schweizern und Deutschen, ein andermal Baselstädtern und Baslerlandschaftern, dann wieder Franzosen und Baslern oder Franzosen und Deutschen. Dieser launische Rhein, der sich hingibt und wieder verweigert ist unberechenbar.

Doch es kommt noch mehr hinzu. Zwischen den Brücken ist der Rhein eine unteilbare Einheit: Wasserfläche, rechtes und linkes Ufer sind untrennbar verbunden, denn jedes Element verweist auf die beiden anderen. Das Wasser ist undenkbar ohne Ufer, ein Ufer unvorstellbar ohne das gegenüberliegende oder ohne das Wasser zwischen ihnen. Ein Ufer ist soviel wert wie das andere, und beide zusammen sind die Komplizen des gleichen Wasserlaufs. Die Wasserfläche verbindet, was scheinbar getrennt ist.

Ausserhalb der Brücken ist der Rhein ein heterogenes Amalgam, das aus drei Komponenten besteht: dem Wasserlauf und den beiden Ufern. Der Fluss teilt sich nicht nur; er trennt, zerschneidet, hält auseinander, drückt und schiebt sich dazwischen, stellt sich in den Weg und hält mit der ganzen Breite seines Wasserkörpers zwei Länder, die, wäre er nicht da, sich berührten und ein einziges wären. Jedes Ufer führt seine eigene Existenz. Der Wasserlauf ist eine eigene Sache. Das französische Ufer ist eine eigene Sache. Das Basler Ufer eine dritte. Vergeblich würde man hier den Rhein der Stadt suchen. Was ausserhalb der Brücken existiert, ist anders. Es ist eine andere Sache. In dieser anderen Sache gehört jedes Ufer zu einer besonderen geografischen Realität.

In Wirklichkeit kann man in dem heterogenen Amalgam nicht drei, sondern sechs Dinge unterscheiden; zwei Ufer; einen Wasserlauf, zwei zusammengesetzte Einheiten, die jeweils aus einem Ufer und dem angrenzenden Teil des Wasserlaufs bestehen. Und schliesslich noch die mittlere Flusszone. Sie ist ungenau, unscharf, unentschieden, weder dem einen noch dem anderen Ufer verwandt. Zudem gehört jedes Ufer zu einer anderen geopolitischen Realität. Die Zäsur ist vollständig, der Fluss ist zwischen zwei soziokulturellen Räumen zerstückelt. Die mittlere Grenzlinie ist paradoxerweise das einzige Element, das beide Ufer verbindet. Sie ist jedoch rein ideell, sie ist ebenso immateriell wie die theoretische geometrische Linie. Sie dient höchstens dazu, um auf einer geografischen Karte Ordnung zu schaffen.

Doch was für den Menschen zählt, ist nicht die ideelle, unsichtbare und unbeführbare Grenze in der Flussmitte, sondern das konkrete, feste und beständige Ufer, auf dem er steht. Indem die ideelle Grenze dem Betrachter, der auf dem Ufer steht entgegenkommt, lässt sie in der Flussmitte eine Leere hinter sich. Dieses nasse Nichts ist eine andere Welt, eine Zwischenwelt zwischen zwei institutionalisierten Welten, eine Art dritte Welt, die den vorbeifahrenden Schiffen gehört. Indem sich die Grenze am Ufer konkretisiert und verdop-

pelt, wird sie ins Innere des Landes verlegt. Diese Aneignung ist aus zwei Gründen beruhigend. Der erste wurde bereits erwähnt: Eine physische Begrenzung ist glaubwürdig, während die Grenze in der Flussmitte eine Idee ist, die man weder sehen noch berühren und an der man sich nicht stossen kann. Der zweite Grund: Die immaterielle Grenze der Flussmitte, die von einer internationalen Übereinkunft abhängt, ist eher vorgeschrieben als erwünscht. Die physisch erfahrbare Grenze hingegen materialisiert sich am Ufer in Tanklagern, Gleisanlagen, einer Insel und einem Hafenbecken. Sie hängt nur von der Enklave ab und sonst von niemand. Eine solche Grenze ist der greifbare Beweis für die eigene Souveränität.

Die Opferung des Flussufers ist nicht nutzlos gewesen, da das Gefühl des Zuhause-seins davon abhing. Ist das Opfer jedoch tatsächlich so gross? Der Fluss ist an dieser Stelle nicht der Rhein der Stadt. Diesen Fluss hier liebt man nicht, ihn nicht aufsuchen zu können ist kein Verlust. Was bringt es, ihn zu betrachten? Lieber auf Distanz bleiben. Auf diese Weise vermeidet man die Konfrontation mit dem, anderen Ufer; das zu sehen der Beweis wäre, wie eingeschlossen man lebt. Im übrigen wissen es die Enklavenbewohner: Der Maschen- oder Stacheldraht, mit dem das Industriegebiet am Fluss eingezäunt ist und der eine Spiegelung der Grenze nach innen darstellt, ist zugleich eine List. Diese vor der Grenze errichtete Grenze ist nichts als ein Trugbild, eine falsche Grenze, die beruhigt, aber auch idealisiert. Einerseits ist die echte, immaterielle Grenze in der Flussmitte dort irgendwo hinter dem undurchsichtigen Industriegebiet in dem mythischen Ort nasser Gestaltlosigkeit, wo genau, ist völlig unwichtig, und andererseits wird die Enklave dadurch zu einem treibenden Ort ohne Verankerung in, der realen Welt zu einem Irgendwo oder Nirgendwo, einer A-topie. Die Bestätigung für die Aneignung der Grenze, die sich verdoppelt und auf dem festen Boden materialisiert, doch zugleich das Ausland weit weg von sich in die Irrealität abdrängt, ist der riesige Hinweispfahl «Dreiländereck» an der Nordspitze der Insel zwischen Fluss und Hafenbecken. Der nicht materialisierte Grenzpunkt, in dem drei Länder in der Flussmitte aufeinanderstossen, wird längs der Halbierenden des Grenzwinkels auf den festen Boden gezogen, dergestalt, dass sich seine Materialisierung auf Basler Gebiet in gleicher Distanz zu Frankreich und Deutschland befindet. Man könnte glauben, die politisch neutrale kleine Enklave wäre der Wächter und Garant dieses Punkts. Wenn man schliesslich in Betracht zieht, dass der Innenrand des Hafenbeckens der Basler Grenze entspricht – was nicht unlogisch ist, wenn man an die Strategie der Grenzverdoppelung nach innen denkt – dann befindet sich der riesige Pfeil der die Begegnung dreier Länder symbolisiert, in gleicher Distanz zu den drei Grenzen.

Hafenbecken, Lagerhäuser, Öltanks und Gleisanlagen sind also die Antwort Basels auf Frankreichs Präsenz in der Flussmitte. Gegenüber dem Punkt, an dem die französisch schweizerische Grenze zum gegenüberliegenden Ufer

abknickt und auf festem Boden weiterläuft, gegenüber dem Punkt, südlich von dem der Fluss ungeteilt weiterläuft, baselstädtisch ist, verliert das dem Bürger verbotene Gebiet an Breite, während sich der Rhein nähert und allmählich zu einer zugänglichen Realität wird, der man endlich folgen kann. Allerdings sind die einander gegenüberliegenden Uferpartien, an denen die umzäunten Gebäude des Chemie-Komplexes Ciba-Geigy sowie das Chemie-Unternehmen Sandoz und der Hafen liegen, noch kaum gastlicher geworden.

DIE STADT ENTLANG DES RHEINS

Ohne die Krümmung des Rheins würde die Stadt Basel nicht existieren: Ohne sie fände die Stadt jedenfalls nicht hier, an dieser Stelle ihren Ursprung, sondern woanders, dort nämlich, wo der Rhein endlich nach Norden abbiegen würde, wo der Fluss die entscheidende geologische Schwachstelle im Gestein des alten Gebirges der Vogesen und des Schwarzwalds gefunden hätte. Vielleicht gab es hier auch eine Furt, eine geeignete Stelle im Fluss, um etwas einfacher von Ufer zu Ufer zu gelangen. Entscheidend ist aber die Krümmung. Eine Krümmung ist ein typischer Ort, eine unverwechselbare Ausprägung der Natur. Das Rheinknie ist ein plastisches Ereignis, eine Art städtebauliche Idee der Natur. Der gekrümmte städtische Raum entlang des Rheins prägt deshalb auch zweifellos die eindrücklichste ortsspezifische städtebauliche Erfahrung der Stadt Basel. Die konsequente Erstellung durchgehender Quaianlagen Ende des letzten Jahrhunderts war eine entscheidende städtebauliche Leistung. Sie war Voraussetzung dafür, dass die verschiedenen Quartiere an den Flussraum des Rheins angeschlossen werden konnten, um sowohl entlang des Flusses als auch mittels der Brücken, welche einen integrierenden städtebaulichen Bestandteil der Quaianlagen darstellen, miteinander in Verbindung treten zu können. Hier ist es gelungen, die Eigenart der Stadt in einer architektonischen Form zum Ausdruck zu bringen. Neuere und ältere Quartiere, die mittelalterliche Stadt ebenso wie die Quartiere des 19. Jh., des 20. Jh. und die grossmassstäblichen Industriebauten der chemischen Industrie stossen hier an den Flussraum. Dieser gekrümmte Raum enthüllt nie gleichzeitig seinen Anfang und sein Ende. Immer bleibt ein Stück Stadt, eine Fortsetzung der Stadtsilhouette hinter der Krümmung verborgen. Von der Dreirosenbrücke aus sieht man nicht weiter als bis zur Pfalz. Steht man bei der Solitude, bleibt die Fortsetzung der Grossbasler Seite unterhalb der Wettsteinbrücke verborgen. Überall jedoch, von jedem Standpunkt aus, zeigt sich die Stadt als ein Konglomerat von Architekturen aus sämtlichen Epochen der Stadtgeschichte. Eine solche räumliche Erfahrung ist nur möglich durch die konsequente, dem Flusslauf des Rheins folgende Bebauung der Stadt. Der dabei entstehende gekrümmte architektonische Raum zeichnet den Lauf des Flusses nach, bildet ihn räumlich ab. Die

Architektur der Stadt wird zum geometrischen Ausdruck einer Naturform, der Naturform des Rheins. Die Stadt Basel ist erkennbar, einsehbar, verständlich und überschaubar durch diese klare und eindeutige städtebauliche Beziehung der verschiedenen städtischen Quartiere zum Rhein. Umgekehrt werden alle diese Quartiere, diese Städte in der Stadt, erst durch das Anstossen an den Rhein wirkliche Orte, eindeutig lokalisierbare Teile einer städtischen Topografie. Oberhalb und unterhalb des Stadtzentrums aber, dort, wo diese Bebauung entlang des Flusses fehlt, scheint die Stadt zu zerfallen, scheint sich aufzulösen oder sich ins Hinterland zurückzuziehen. Die Stadt scheint zu Ende zu sein. Beginnt da das Umland oder die Vorstadt oder die Natur? Die Stadt zieht sich vom Fluss zurück, weg vom Wasser, weg vom Verkehr auf dem Wasser, weg von den Schiffen. Weshalb? Aus Angst vor Piratenüberfällen wie die alten Städte am Meer, welche sich aus diesem Grunde ins Hinterland zurückzogen? Oder, wie am Beispiel von Weil und Hunningue oder auch von Birsfelden/Sternfeld zu vermuten wäre, aus gegenseitiger Berührungsgangst oder aus Scheu davor, einander gegenüberzustehen und gefördert durch Brückenverbindungen miteinander in Beziehung zu treten? Oder gar aus Respekt davor, an der noblen, den Stadtbaslern vorbehaltenen Rheinsilhouette gestaltend teilzunehmen? Oder im Gegenteil eher aus Abneigung davor, selbst ein aktiver und selbstbewusster Teil dieser Stadt, dieses Städtetonglomerats am Rhein zu werden? Oder ist der heutige Zustand bereits derart zur Gewohnheit geworden, dass eine Veränderung nicht mehr vorstellbar ist? Sind die entstandenen Grünräume, Sportplätze, Familiengärten und Biotope nicht auch anderswo lebensfähig, anderswo oder sogar am gleichen Ort in veränderter Form und Anordnung? Richtet sich Städtebau heute nur noch nach den Möglichkeiten der Tagespolitik? Ist ein auf die Topografie der ganzen Stadt gerichteter Blick gar nicht mehr sinnvoll? Ist er undemokratisch oder zumindest naiv? Der gekrümmte Stadtraum entlang des Rheins ist jedoch eine so eindeutige und eindrückliche städtebauliche Vorgabe, dass deren Fortsetzung und Ergänzung auf beiden Seiten des Stroms in der Zukunft selbstverständlich erscheint.

DIE STADT ENTLANG DEM GELEISEFELD

Auf dem Basler Stadtplan sind die grossflächigen, organischen Formen der Geleisefelder und Schienenstränge deutlich erkennbar: Wie ein künstliches Flusssystem durchziehen sie die kristallinen Gebilde der angrenzenden Quartiere. Bei diesem bildhaften Vergleich zwischen Stadt/Kultur und Landschaft/Natur Würde die Stadt der vorgegebenen Landschaft – hier der Rheinebene – entsprechen, und die Geleiseanlagen fänden ihre Analogie im Fluss, hier im Rhein. Tatsächlich folgen die Geleiseanlagen beidseitig des Rheins dem Lauf des Flusses und zeichnen ihn nach, und wie der Fluss weitet sich auch das Geleisefeld örtlich aus: bei Bahnhöfen, Rangierfeldern und Depots. Die Bewegung der Züge wie auch des Wassers verlangsamt sich an solchen Stellen, es

entstehen gleichsam Tümpel und seenartige Verbreiterungen oder Nebenarme. Ein Fluss modelliert und verändert die Topografie seiner Landschaft. Er schafft Durchbrüche an den Stellen, wo die geologischen Schichten für eine Erosion besonders anfällig sind, und umgekehrt wird er aufgehalten, eingedämmt oder umgelenkt an Orten, welche widerstandsfähiger sind, welche sich einem ungehinderten Fliesen und einer flächigen Ausdehnung entgegen stellen. Auch hier bietet sich ein Vergleich mit der Stadt und den Geleisefeldern an: Der Widerstand geologischer Schichten, welcher einen Fluss in ein Bett, in eine Schlucht oder zu einer Kurve zwingt, entspricht den ökonomischen und stadträumlichen Gegebenheiten. Je mehr sich der ökonomische und politische Druck in einer Stadt verstärkt desto mehr kristallisieren und verdichten sich ihre Formen zu kompakten, geschlossenen Blöcken; das terrain vague, der zufällige Zwischenraum füllt sich auf und verschwindet schliesslich vollständig.

Diese städtischen Kristallisationsprozesse sind auch im Stadtplan von Basel erkennbar, z.B. am Spalenring, welcher durch den Umwandlungsprozess von einem Schienenstrang in einen städtischen Boulevard entstanden ist, damals, als die französische Eisenbahnlinie etwas weiter nach aussen an die Peripherie verlegt wurde, um dem Druck der Stadt auszuweichen. Bei diesem Konzentrations- und Kristallisationsprozess scheint die Bahnlinie eine zunehmende Anziehungskraft zu entwickeln. Es entstehen neue Gebäude, die – wie früher nur die bahnbetrieblichen Architekturen, Bahnhöfe, Lagergebäude u.ä. – sich plötzlich zu den Geleisen hinwenden, sich darauf ausrichten, beinahe wie zu einem Fluss, während die älteren Gebäude sich mit ihren kohlenverschmutzten Brandwänden stets davon abzuwenden versuchten. Diese älteren Gebäude entlang der städtischen Geleisefelder stehen ja häufig so da, als seien sie dazu verdammt als letzte und äusserste in der Reihe ihres Quartiers das Schicksal von Ausgestossenheit, von Armut und Trostlosigkeit zu erdulden. In ihrer Traurigkeit und Hoffnungslosigkeit liegen sie sprichwörtlich «hinter den Sieben Geleisen».

Mit der zunehmenden Anziehungskraft des Geleisefeldes verändert sich auch dessen Beziehung zur angrenzenden städtischen Bebauung. Diese ist nicht länger Lärm, Gestank und Verkehr erdulndes «Opfer» der Geleiseanlagen, sondern tritt fordernd und drängend an das begehrt Bauland und die vorteilhafte Verkehrslage heran.

Die Anziehungskraft und die Kristallisierung entlang der Geleisefelder erfordert demnach auch eine städtebauliche Anstrengung zur Entwicklung einer spezifischen Quartierstruktur, welche das Fließende und linear Verbindende, das diesen Ort auszeichnet, auch städtebaulich und funktionell zum Ausdruck bringt. Die Erarbeitung einer spezifischen Quartierstruktur auf, neben und im Geleisefeld ist folglich auch eng verknüpft mit der Entwicklung eines Konzepts für den öffentlichen Raum, welcher die Anschlüsse zum vorgegebenen Stadtraum neu deformiert. Die Haupttrichtung dieses neu zu schaffenden öffentlichen Raums folgt dem Geleisefeld. Dieser Raum bildet – wie das Geleisefeld selbst – eine durchgehende, eine eigentlich endlose Form im Stadtbereich, wo

die städtische Agglomeration sich konzentriert, ist dieser öffentliche Raum parallel zum Geleisefeld begleitet von Gebäuden und Strassen. Ausserhalb der Stadt agglomeration trennt sich das Geleisefeld wieder von seinem begleitenden, einfassenden Stadtraum, um in den Naturraum der Rheinebene einzutauchen. Der neu zu schaffende öffentliche Raum der Stadt entlang des Geleisefelds gleicht einem Boulevard, gebildet aus neuen und bestehenden Strassenstücken, Gebäuden, Alleen und Parks, er ist also ein städtisch verdichteter und konzentrierter Ausschnitt aus einer endlos langen Verbindung von Geleisefeldern in und ausserhalb der Rheinebene. Er ist ein Stück Stadt und gleichzeitig Teilabschnitt einer zusammenhängenden, durch den öffentlichen Raum der Eisenbahn verbindenden, europäischen Stadt.

DIE RINGFÖRMIGE STADT, SÜDLICHER ABSCHLUSS DER LEITERFÖRMIGEN STADT IM OBERRHEINGRABEN

Die naturräumlichen Gegebenheiten bestimmen in der Vergangenheit wesentlich die Lage und die Verbindung einzelner Siedlungspunkte, d. h. der Städte, Dörfer und Weiler. In der Umgebung von Basel erkennt man, dass durch diese topografischen Voraussetzungen in den Seitentälern des Rheins und vor allem in der Rheinebene selbst hauptsächlich lineare, in die Landschaft hineingreifende Reihen von Dörfern und Kleinstädten entstanden. (...) Solche linearen Siedlungspunkte lassen sich am Oberrhein als typisches Merkmal der Siedlungsstruktur und schliesslich der Stadtbildung erkennen. Die wie an einer Schnur aufgezogenen Siedlungsstrukturen sind untereinander meist nur durch vereinzelte Querstrassen, seltener durch ein dünnes Siedlungsband verbunden. Auch auf dem Stadtplan von Basel, dort also, wo sich die einst ländlichen Dorfstrukturen zum Stadtkonglomerat verdichtet haben, lassen sich fast ausschliesslich lineare Strukturen erkennen, die zufällig und ungelentk aufeinander treffen: Das geht bis hinein in die mittelalterliche Stadt – wo der innerste Siedlungskern ebenso wie die späteren gotischen Vorstädte entlang der vorgegebenen Ausfallstrassen errichtet wurde – und wieder hinaus zu den Quartieren, welche sich erst in den letzten Jahrzehnten in den Seitentälern des Rheins bildeten. Nur vereinzelte Quartiere aus dem 19. Jh. und der ersten Hälfte des 20. Jh. sind nicht als primär lineare Wachstumsstrukturen entstanden, sondern als verbindende, tangentielle oder ringförmige Quartiersstrukturen angelegt worden. Auf dem Stadtplan deutlich erkennbar, vermitteln diese ringförmig verbundenen Quartiere von Grossebasel einen geometrisch klaren Eindruck von präzisen und absichtlich zueinander und aneinander gefügten Stadtteilen. Tatsächlich bestätigt sich auch im realen Stadtraum dieser bei der Lektüre des Stadtplans gewonnene Eindruck: Die hier angelegten

Quartiere und ihre hauptsächlich ringförmig verbindenden Strassen folgen einer spezifischen, stadträumlichen Konzeption. Voraussetzung für die Bildung dieser Quartiersstrukturen war der Abbruch der Stadtmauern und das Zuschütten der Stadtgräben, wodurch den Stadtplanern unvermittelt eine ringförmige, quer zu den bisherigen linearen Hauptachsen liegende Fläche von Stadtboden zur Verfügung stand. An einer anderen Stelle im Stadtgrundriss war die Verlegung der französischen Eisenbahnlinie notwendige Voraussetzung zur Anlage einer Ringstrasse, welche die nach Westen drängenden Quartiere der Stadt miteinander verzahnt. Es scheint, dass lineare Stadtstrukturen sich von alleine in einer Art Wildwuchs entlang der alten, vorgegebenen Landstrassen und Trampelpfade bilden, während vernetzte, querverbindende, z.B. ringförmige Stadtstrukturen nur aus einer städtebaulichen Idee, aus einem Blick für das Ganze, aus einem Interesse für die Stadt als etwas sinnvoll zusammenhängendem und nicht nur willkürlich sich Zusammenballendem entstehen können. Dieses Nebeneinander von geplanten, verbindenden Stadtstrukturen und wild gewachsenen, linear fortschreitenden lässt sich in vielen Stadtgrundrissen nachweisen; darin liegt wohl eine Art Grundprinzip von städtischem Wachstum. Es lässt sich nicht nur im Innern bestehender Städte, sondern auch in grossräumigen Zusammenhängen, im Stadtwachstumsprozess von Agglomerationen beobachten.

In der Nähe von grösseren Agglomerationen schwellen einzelne Siedlungspunkte zu Flecken an, die sich berühren und schliesslich zu noch grösseren Flächen zusammenballen. Diese Zusammenballung verläuft entlang der linearen Siedlungsstränge, aber auch entlang der verbindenden Querstrassen. Auf diese Weise zeigt sich allmählich ein leiterförmiges Siedlungsbild, im Ober- rheingraben zwischen Basel und Frankfurt. Ein Beispiel dafür ist die Stadt Karlsruhe, welche das Zentrum einer H-förmigen Agglomeration bildet. Sie belegt gleichzeitig eine weitere Eigenart der oberrheinischen Stadtbildung. Die Querverbindung zwischen den beiden traditionellen, linearen Siedlungsbändern wurde erst durch die im 18. Jh. gegründete Stadt vollzogen. Ein bewusster städtebaulicher Eingriff war notwendig, um das damalige Vakuum zwischen den beiden traditionell den naturräumlichen Gegebenheiten folgenden Siedlungssträngen auszufüllen. Die neu gegründete Stadt setzt sich ins Zentrum, verbindet und integriert die alten Strukturen mit der eigenen, streng geometrischen Siedlungsform. Sie wird gleich einem Organ an einen bestehenden Kreislauf angeschlossen und von diesem auch alimentiert. Die neugegründete Stadt, Symbol der damaligen politischen Macht des Fürsten, lebt zwar einzig durch den Anschluss an die damals bereits bestehende lineare Siedlungsstruktur, gibt dieser aber umgekehrt eine neue Prägung und Ausrichtung. Eine vergleichbare, querverbindende stadträumliche Wirkung ist heute erkennbar bei den zahlreichen Gründungsstädten, Bastionen oder befestigten Brücken

darstellt. Die vorgeschlagene tangentielle Ringform ist der städtebauliche Ausdruck einer Verbindung der alten linearen Siedlungsstrukturen beidseitig des Rheins. Hier werden sie zu einer städtischen Ringform umgewandelt und zusammengeführt. (...) An den Schnittstellen dieses neu sich bildenden Stadtrings, den topografischen und den politischen Schlüsselstellen sind bewusste städtebauliche Entscheidungen zu treffen. Diese städtebaulichen Entscheidungen sind im Hinblick auf das sich abzeichnende kommunikative und ringförmige Stadtbild von grösster Bedeutung. Sie müssen Vorrang haben vor der linearen Entwicklung und der individuellen Gemeindeplanung.

DER ÖFFENTLICHE STADTRAUM

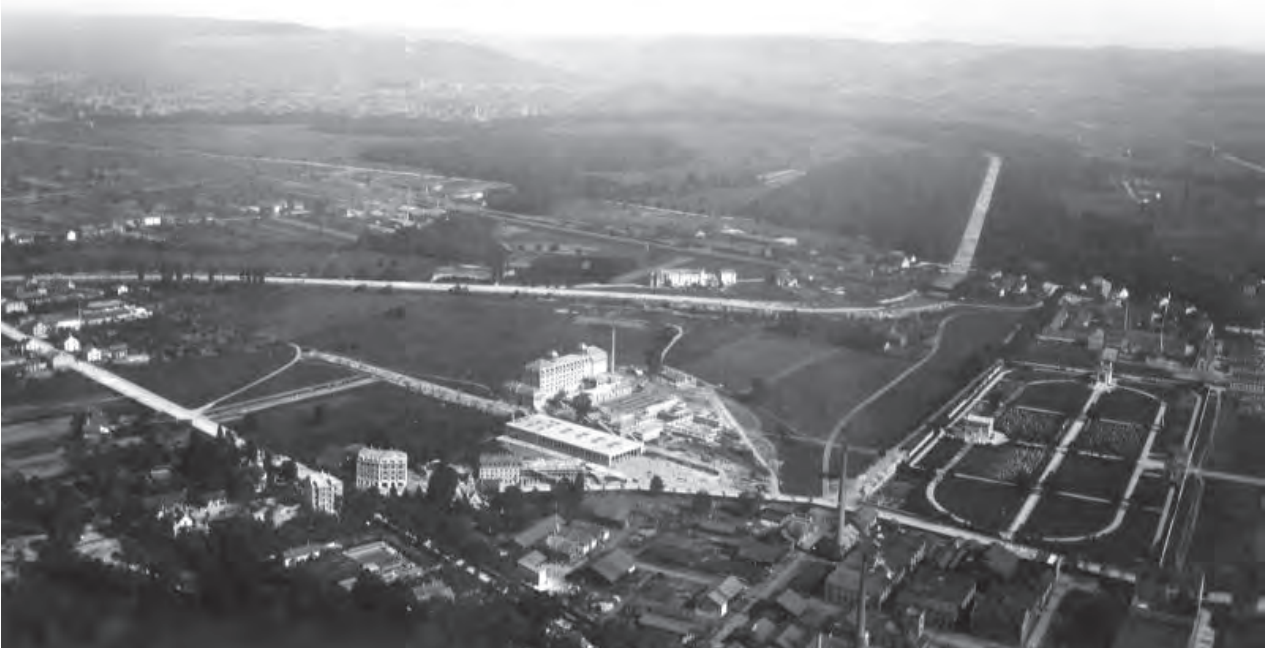
Als vorzuschlagenden öffentlichen Stadtraum haben wir den öffentlichen Stadtraum der ringförmigen Stadt, der Stadt entlang des Rheins, die Stadt entlang des Geleisefelds und der Stadt in den Seitentälern des Rheins erkannt. Dieser zukünftige öffentliche Raum des Stadtkonglomerats besteht aus einem netzartig verbundenen Gebilde aus Strassen, Plätzen und Parkanlagen, welches die naturräumlichen Gegebenheiten, d. h. die sich verengende oberrheinische Ebene und die hier einflussenden Seitenflüsse des Rheins nachzeichnet. Die in den vorangehenden Kapiteln beschriebenen Entwicklungslinien des Stadtkonglomerats finden ihren städtebaulichen Ausdruck in Verdichtungen der Baumasse und gleichzeitig in einer verstärkten Präsenz des öffentlichen Raums. Wir haben gesehen, dass die bisherige Bebauung, die bestehenden architektonischen Strukturen, den Raum der Strassen und der Parkanlagen, der Plätze und der Flüsse nicht zu definieren vermögen, und deshalb ist dieser Raum bisher kein eigenständiger Ort. Der öffentliche Raum ist heute nur Zwischenraum, der meistens einer einzigen Tätigkeit, einer einzigen städtischen Funktion gewidmet ist z.B. die Strasse den Autos und die Innenstadt den Fussgängern. Der zukünftige öffentliche Raum der Stadt wird dichter sein, d. h. er wird nicht mehr entflochten, weil spezifische, auf die vorhandenen Platzverhältnisse abgestimmte Konzepte eine gleichzeitige Nutzung des Strassenraums für alle städtischen Funktionen ermöglichen, für die Fussgänger ebenso wie für die Jogger, für die Fahrräder ebenso wie für die Autos und die öffentlichen Verkehrsmittel. Der zukünftige öffentliche Raum wird auch vielfältiger gestaltet sein, weil neue Gestaltungsmittel hinzukommen, welche sich auf die spezifischen örtlichen Gegebenheiten und Bedürfnisse eines Quartiers abstimmen lassen. Sie werden den Randstein, die Rabatte und den Alleebaum zwar nicht vergessen lassen, aber diese traditionellen Gestaltungsmittel des öffentlichen Raums werden durch entscheidende weitere Massnahmen ergänzt werden.

[...]

ckenköpfen, welche einst auf der gegenüberliegenden Flussseite von jeweils älteren, bestehenden Städten am Rhein errichtet wurden. Beispiel einer solchen Gegenüberstellung sind Neuf-Brisach und Breisach, welche gemeinsam den Kern einer querverbindenden Agglomeration zwischen Colmar und Freiburg i. B. bilden. In der Nähe von Basel sind es die beiden Rheinfelder, Laufenburg, Kleinbasel und Grossbasel oder Huningue, eine ehemals stark befestigte französische Bastion aus dem 18. Jh. gegenüber dem einstigen Fischerdorf Kleinhüningen vor den Toren der ebenfalls befestigten Stadt Basel. Das regelmässige Fünfeck mit dem schönen Platz in seinem Innern lässt sich noch heute im Grundriss der Stadt Huningue erkennen. Das heutige Gegenüber ist aber nicht mehr Kleinhüningen, sondern Weil-Friedlingen. Viele Jahre hindurch verband hier eine Rheinbrücke, welche im 1. Weltkrieg gesprengt wurde, den französischen mit dem deutschen Stadteil. Wenn man heute die beiden Flussufer wechselseitig, d. h. sowohl von Huningue nach Weil-Friedlingen als auch von Weil-Friedlingen nach Huningue anschaut, ist das Fehlen einer Brückenverbindung offensichtlich. Es sind ja Orte, welche als Verbindung, als bewusste Gegenüberstellung geschaffen wurden, Orte, welche nicht einfach planlos wachsen sollten, sondern bei diesem Wachstum stets dieses verbindende Moment im Auge behalten müssten. Die wachstumsauslösenden Kräfte liegen für Huningue im benachbarten St. Louis, für Friedlingen in Weil. Tatsächlich entwickelt die Stadt St. Louis in zunehmendem Masse eine kreuzförmige Stadtförmigkeit, deren längsgerichteter Hauptarm tief ins Innere der Stadt Grossbasel hineingreift und deren hauptsächlicher Querarmer, einerseits nach Huningue hinüberreicht und sich auf der westlichen Seite nach Hegenheim und Héisingue ausdehnt. Dieser eher strengen, geometrischen Stadtförmigkeit auf der französischen Seite steht in Weil eine heterogene Stadtstruktur gegenüber, gebildet aus den Stadtteilen von Friedlingen und dem dörflichen Alt-Weil sowie dem dazwischenliegenden „Strip“ von Weil-Leopoldshöhe. Wir können also eine Zusammenballung erkennen, eine Stadt, im Werden sozusagen, welche sich quer zur Rheinebene hin bildet. Die Wachstumszentren dieser Zusammenballung liegen in St. Louis und in Weil. Das dabei auftauchende Stadtbild wäre demnach ein querliegendes breites Siedlungsband zwischen der westlichen Talbegrenzung (Niederterrassen des Rheins, Sundgauer Hügel) und der östlichen Talbegrenzung am Fuss des Tülinger Hügels bei Weil.

In welcher Beziehung steht dieses sich bildende Querband, diese Aneinanderreihung von zukünftigen Stadtquartieren, zu den bestehenden Quartieren der Agglomeration? Wie verändert sich die heutige Stadtförmigkeit durch das Einbinden dieses querliegenden Bandes? Es handelt sich ja auch hier um eine lineare Siedlungsstruktur, die bisher in einer Art Wildwuchs, ohne eigentliches städtebauliches Bewusstsein entstanden ist. Im Verband mit anderen, bestehenden und zukünftigen Quartieren lässt diese sich jedoch zu einer ringförmigen Stadtform ergänzen, welche so ihrerseits den südlichen Abschluss der erwähnten leiterförmigen Stadtstruktur im Oberrheingraben zwischen Basel und Frankfurt

HISTORISCHE AUFNAHMEN



Eduard Spelterini: Klybeck mit Wiese und Langen Erlen (1896)



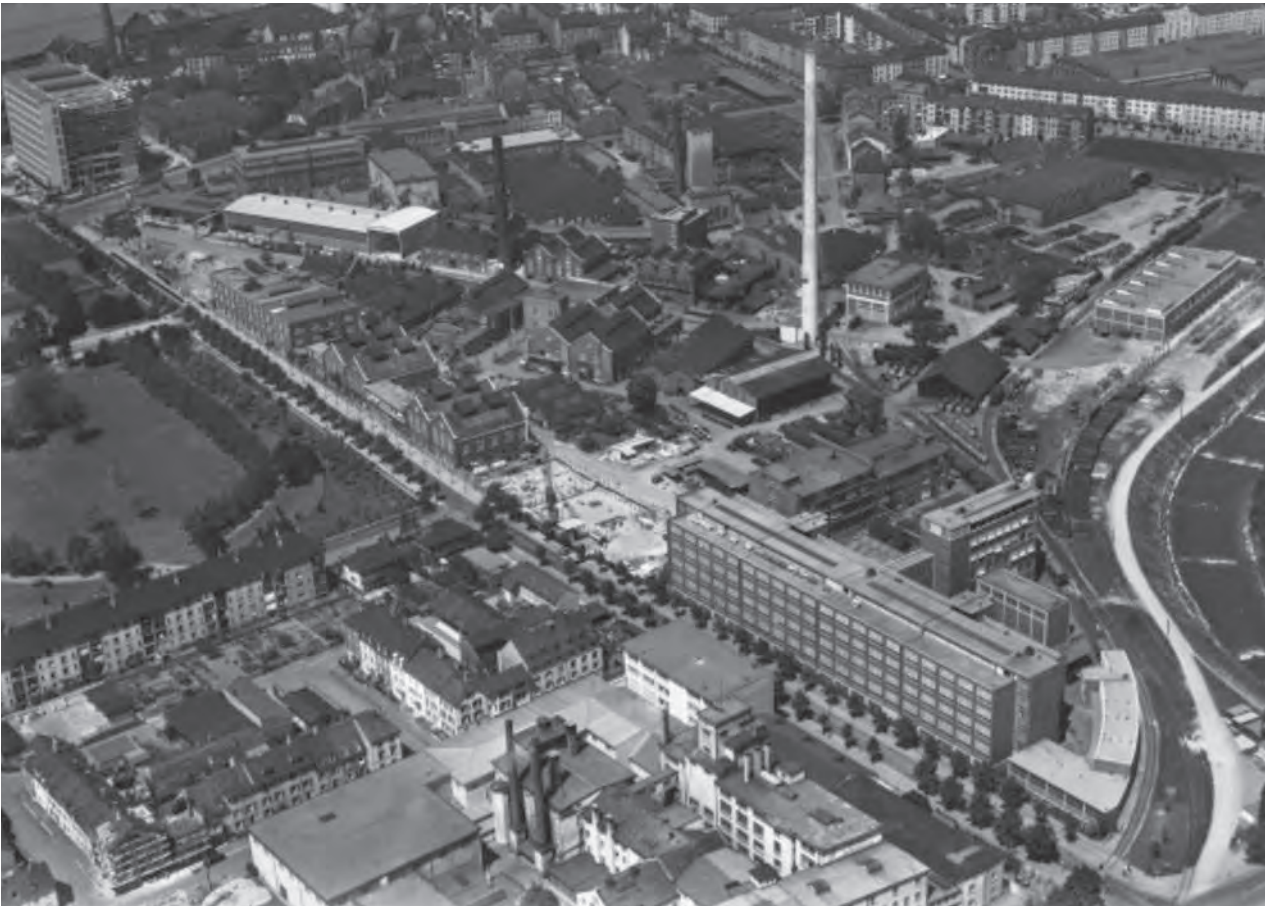
Luftaufnahme (Balair, Staatsarchiv Basel)



Luftaufnahme (Balair, Staatsarchiv Basel)



Luftaufnahme (Balair, Staatsarchiv Basel)



Luftaufnahme (Balair, Staatsarchiv Basel)

ENTWICKLUNG CHEMIEINDUSTRIE

Der langfristige Erfolg Basels als Zentrum der chemischen Industrie war keineswegs vorherbestimmt, als 1859 die erste Teerfarbenproduktion am Rhein in Gang kam. Ihr Gründer stammte aus Lyon, wie Basel ein Standort der Seidenindustrie. Die Ursprünge der organischen Farbstoffindustrie lagen in Europa; frühe Zentren befanden sich in Grossbritannien und in Frankreich, so auch die Basel nahe Textilstadt Mulhouse. Die Eigenart des französischen Patentrechts trieb in den 1860er-Jahren viele französische Chemiker zur beruflichen Emigration nach Belgien und Deutschland, ganz besonders aber in die grenznahen schweizerischen Städte Genf und Basel. Genf schied bald aus; fortan mass sich das halbe Dutzend kleiner baslerischer Farbenfabriken mit den an die Spitze der Entwicklung tretenden deutschen Firmen. Entlang von Rhein und Main entstand, von Basel stromabwärts bis zum Ruhrgebiet, ein Komplex erfolgreicher chemischer Fabrikationen. Die wasserreichen Ströme boten billige Transportwege und nahmen die giftigen Abwässer auf. Rivalität und Kooperation sowie die grenzüberschreitende Zirkulation von Fachleuten und Wissen trieben die Industrie voran. Ab 1870 wurden Wissenschaft und Hochschulen immer wichtiger für den Nachschub an Experten und an Erfindungen, die zum Charakteristikum und Motor der Branche wurden. Das 1855 in Zürich gegründete Eidgenössische Polytechnikum gewann früh internationales Ansehen als Ausbildungsstätte. Eine praxisnahe und industriefreundliche Ausbildung trug, wie in Deutschland, dazu bei, unternehmerisch gesinnte Chemiker hervorzubringen, die bei der Gründung und im Management der Firmen sowie in den entstehenden Laboratorien eine Schlüsselrolle spielten. Nach 1880 schon begannen die Basler Firmen auswärtige Filialen zu gründen. Parallel stiegen einzelne Farbenhersteller in die Erzeugung pharmazeutischer Produkte ein, eine für die Zukunft bedeutsame Erweiterung; 1896 kam eine letzte wesentliche Firma hinzu, die sich auf Pharmazeutika spezialisierte. In jenen Jahren ging die Gründerzeit zu Ende: Die Produktion war so kapitalintensiv geworden, dass Neueinsteiger keine Chance mehr hatten. Und die Basler Fabriken waren, in weitem Abstand hinter den deutschen, zur zweitstärksten Kraft auf dem Weltfarbenmarkt geworden. Wegen ihrer Abhängigkeit bei Rohstoffen und Zwischenprodukten wirkten sie in mancher Hinsicht wie ein in der Schweiz gelegener Annex der deutschen Industrie. (...)

Der grosse europäische Krieg stürzte die chemische Industrie Basels im Sommer 1914 in eine existenzielle Krise. Um eine Belieferung von Deutschlands Gegnern aus der Schweiz zu unterbinden, schnitt die deutsche Kriegspartei die Schweiz von der lebenswichtigen Versorgung mit Zwischenprodukten ab. Theoretisch hätten die Weltfarbenmärkte infolge Ausschaltung der deutschen Konkurrenz Basel gehört, zugleich drohte aber die Lahmlegung der Produktion. Die schwierigen Umstände relativieren die enormen Kriegsgewinne einzelner Firmen. Der Krieg wurde zur grossen Wende, was das symbiotisch enge Verhältnis zur deutschen Industrie betraf – die Herren der Basler Fabriken strebten nach «Emanzipation». Die Beziehung nach Deutschland blieb über den Krieg hinaus schwierig, wenn auch nach 1925 die Kooperation und mit ihr die Abhängigkeit des Basler Standorts wieder zunahm. In der Farbenproduktion einigte man sich ab 1928/29 auf ein weltweites stabilisierendes Preiskartell, das Energien freisetzte für andere Aktivitäten. Erst in den frühen 1930er-Jahren realisierte man in Basel, dass die Pharmazie und andere neue Produkte wie zum Beispiel Vitamine attraktive Ergänzungsfelder darstellten. Dank deren Aufschwung kam die Branche besser durch die Weltwirtschaftskrise als die übrige Exportwirtschaft. Sie stieg zur dritt-

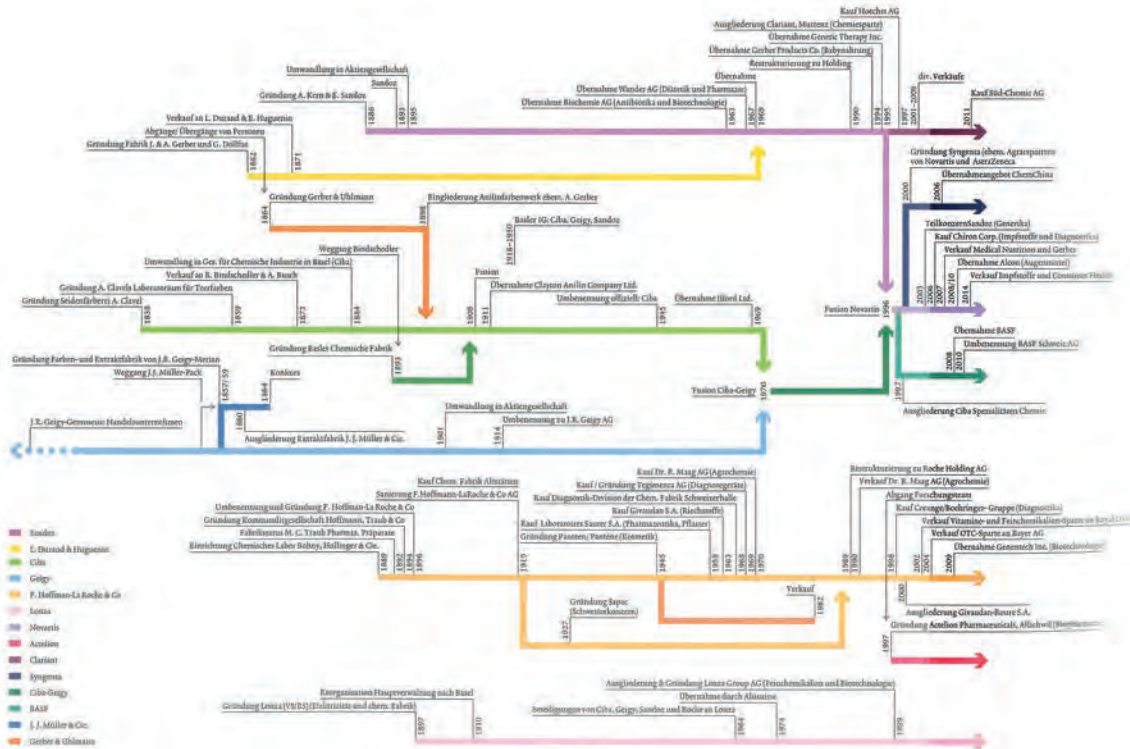
grössten industriellen Exportkraft auf und stiess auf immer neue und entlegene Märkte vor, die in ihrer politischen und kulturellen Fremdheit herausfordernd waren. Die führenden Konzerne internationalisierten zugleich ihre Produktion, um sich gegen protektionistische Abschliessung zu wehren – ab 1933 wurde definitiv der angelsächsische Raum zum Hoffnungsträger. An der Ostküste der USA entstanden Zentren, die während des Zweiten Weltkriegs zum Teil ihre Mutterhäuser in der Schweiz überflügelten und die von Basel abgeschnittenen Märkte bedienten, soweit das unter Kriegsbedingungen noch möglich war. Die Bedrohung durch das nationalsozialistische Deutschland beschleunigte nur diesen Vorgang. Am Basler Heimstandort war der deutsche Würgegriff noch stärker spürbar als während des Ersten Weltkriegs. Rechtlich bereitete man sich für den Notfall vor: die Weiterexistenz der Konzerne im Falle einer temporären deutschen Besetzung der Schweiz. Dazu kam es nicht; die Abschottung des Aktienbesitzes gegenüber Ausländern sollte jedoch lange nachwirken. (...)

Verbreitet war 1945 die Erwartung einer langwierigen, krisenhaften Umstellung auf Friedenswirtschaft - wie nach 1918. Doch es kam anders, das Wachstum in der chemischen Industrie war beachtlich und von einer historisch einmaligen, von 1945 bis 1973/74 reichenden Kontinuität. Die zunehmende Liberalisierung des Weltmarkts liess die protektionistische Zwischenkriegszeit vergessen. Um das Kriegsende herum gelang in der Chemiebranche die Befriedung der Beziehungen zur organisierten Arbeiterschaft, die einen Moment auf der Kippe gestanden hatten. Die chemische Industrie in Basel war eine wichtige Trägerin der Hochkonjunktur; sie erbrachte einen wachsenden Teil der schweizerischen Exportleistungen. Zugleich verstärkte sie ihre internationale Expansion. Obwohl die Firmen an den von der angelsächsischen Welt ausgehenden Entwicklungen, am Aufkommen der Antibiotika und der Umstellung auf Erdölwirtschaft, keinen besonderen Anteil hatten, behaupteten sie sich hervorragend. Mit dem Wachstum verloren die Farben definitiv ihren Rang als wichtigstes Erzeugnis: Pharmazeutika, aber auch Kunststoffe, Agrochemie, Vitamine und anderes drängten seit den frühen 1950er-Jahren nach vorne. In der Schlussphase der Hochkonjunktur, seit Mitte der 1960er-Jahre, wurde «Diversifizierung» zur idealen Strategie. Die Fortschritte der Pharmazie schienen erschöpft, der Aufwand für die Entwicklung neuer Produkte wurde immer grösser. Biomedizin und Molekularbiologie, an denen man seit 1970 mit dem Ausbau der Grundlagenforschung partizipierte, waren vorerst nicht viel mehr als Hoffnungsschimmer. Zugleich geriet in diesen Jahren die fest gefügte Landschaft der Konzerne in Bewegung: Übernahmen und Fusionen überraschten die Öffentlichkeit, darunter der spektakuläre Zusammenschluss zwischen Ciba und Geigy 1969/70. Das gesellschaftspolitische Umfeld wurde kritischer. Als Teilfolge von 1968 entwickelte sich eine neue Sensibilität für die Schädigung der Umwelt durch das starke wirtschaftliche Wachstum. Die Belastungen von Luft, Boden und Wasser, lange Zeit als Preis des Fortschritts hingenommen, gerieten in Verruf. Zwei spektakuläre Unfälle von internationaler Dimension, Seveso 1976 und Schweizerhalle 1986, wurden zu Brennpunkten umweltpolitischer Proteste. Die öffentliche Wahrnehmung solcher Ereignisse veränderte sich; die Industrie hatte sich darauf einzustellen. (...)

Enorme Umwälzungen haben in den letzten Jahrzehnten die Basler chemisch-pharmazeutische Industrie verändert. Im Zuge einer weltweiten Umstruk-

turierung und in Anpassung an den Druck der Finanzmärkte ging die nationale Abschottung von Eigentum, Kontrolle und Management zurück. Die Novartis-Fusion vom Herbst 1996 liess zwei alte Namen verschwinden. Die Produktionsbereiche der älteren Chemie, die Farben, Kunststoffe, Pestizide, Feinchemikalien, die alle vermindert rentierten, wurden ausgelagert, gingen zum Teil an andere Firmen über oder agieren seither unter eigenem Namen. Ob Clariant und Syngenta auf Dauer ihre Selbstständigkeit bewahren können, scheint unsicher; Teile des alten Ciba-Imperiums gingen an die BASF in Ludwigshafen. Nach einem verlustreichen Skandal um internationale Vitaminkartelle verkaufte auch Roche diese alte tragende Säule des Konzerns an eine niederländische Firma. Ebenso trennte man sich von den rezeptfreien Medikamenten, um definitiv ein spezialisierter Pharmakonzern zu werden, was Roche immer ein Stück weit, aber nie ganz gewesen war. Ab 1980 setzte die Neuformierung der Pharmazie im Zeichen der Bio- und Gentechnologie ein, mit der sich die engen Bindungen in die USA nochmals verstärkten. Die innovativen Zentren verlagerten sich dorthin, man kaufte sich ein bei den neuen Biotech-Gründungen oder ging Allianzen mit diesen ein, um die lahrende Neuerungskraft der eigenen Forschung zu überwinden. Dank ihrer frühen Erfahrung in der Naturstoffbearbeitung (Alkaloide, Vitamine, Hormone) vermochten die Basler Konzerne sich schneller als die deutsche Konkurrenz auf den Wandel einzustellen. In der Nordwestschweiz wie in Zürich und Genf setzte ein Biotech-Gründerboom ein; seither erscheinen zahlreiche neue Firmen auf der Szene, wie dies seit der Wende zum 20. Jahrhundert nicht mehr geschehen ist. In der Stadt Basel geht der Umbau mit einer territorialen Neuordnung einher: Die einst grossen und geschlossenen Areale von Ciba-Geigy werden zerstückelt und liegen nun in mehreren Händen. Novartis errichtet sein neues Hauptquartier auf dem früheren Sandoz-Areal; mit dem Projekt eines Schritt für Schritt baulich umgestalteten Campus des Wissens weicht die industrielle Vergangenheit einem Zentrum von Forschung und Verwaltung. Am anderen Ende der Stadt bewahrt Roche stärker den industriellen Charakter; mit spektakulären Bauten wird auch dieses Areal neu geformt. (...)

aus: König, M., Kreis, G., Von, W. B., & Christoph Merian Verlag. (2016). Chemie und Pharma in Basel: 1. S.18 ff.



Firmenstammbaum Ciba (Chemie und Pharma in Basel, Kreis/ König, 2016)

1865
Pioniere der Basler Farnefabrikation

- ▲ Carl Renz Sohn
Farnefabrik, Bärlsbn (seit 1844)
- ▲ Fritz Bernoulli
Sodasiederei, Steinentor (seit 1849)
- ▲ Johann Rudolf Geigy-Merian
Extraktfabrik, Sandgrubenstrasse (seit 1864)
Farnefabrik, Rehenstrasse
- ▲ Gustav Herbst
Farnefabrik, Hammerstrasse 65 (seit 1858 Kupfervitriol-Produktion)
- ▲ Alexander Clavel
Bäsehof, Untere Rebgasse 25 (seit 1856 Azalein- und Fuchsin-Produktion), ehemals Oswald'sche Seidenfärberei
Laboratorium, Untere Rebgasse 4/6 (seit 1859 Teerfarne-Produktion), ehemals Wegner'sche Seidenfärberei
Farnefabrik, Klybeckstrasse 198 (seit 1864 Anilin-Produktion)
- ▲ Gaspard Dollfus
Glasfabrik & Farnefabrik, Gasstrasse (seit 1859/60)
- ▲ Gerber & Uhlmann
Farnefabrik, Klybeckstrasse 141 (seit 1864 Azalein-, Fuchsin- und Anilin-Produktion)

- Landesgrenzen
- Kantonsgrenzen
- Stadtgebiet innerhalb der 1859 aufgehobenen äusseren Stadtmauer
- ★ Bahnhöfe und Stadttore
- Bahnhöfe
- Bebauung von 2016

kohikarto.ch/Entwurf von Lea Hofmann



Basler Farnefabrikation (Chemie und Pharma in Basel, Kreis/ König, 2016)

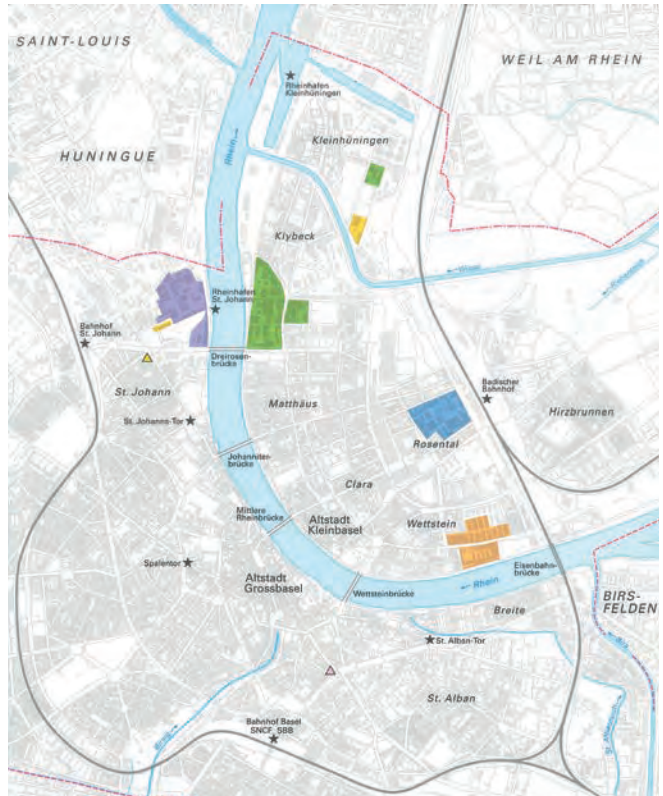
1945

Auf dem Weg in die Moderne

Firmenareale der chemisch-pharmazeutischen Industrie in Basel

- **Ciba AG**
Areal Klybeck:
Klybeckstrasse 198, Produktion (seit 1884), ehemals Clavel/ Bindschedler & Busch
Klybeckstrasse 141, Produktion (seit 1889), ehemals Gerber & Uhlmann
Neuhausstrasse, Produktion (seit 1908), ehemals Basler Chemische Fabrik
- **Durand & Huguenin AG**
Gasstrasse (seit 1871), ehemals Gaspard Dollfus
Hochbergstrasse 15 (seit 1921)
Fabrikstrasse
- **J. R. Geigy AG**
Werk Rosental:
Sandgrubenstrasse, Produktion (seit 1857/58)
Schwarzwaldallee 215, Verwaltungsgebäude (seit 1931)
- **F. Hoffmann-La Roche & Co**
Areal Grenzacherstrasse:
Grenzacherstrasse 184, Produktion (seit 1889)
Grenzacherstrasse 124, Verwaltungsgebäude (seit 1936)
- **Lonza**
Aeschenvorstadt 72, Zentralverwaltung (seit 1910)
- **Sandoz AG**
Fabrikstrasse (seit 1886), ehemals Kern & Sandoz

- Landesgrenzen
 - Kantonsgrenzen
 - Stadtgebiet innerhalb der 1859 aufgehobenen äusseren Stadtmauer
 - Bahnhöfe und Stadttore
 - Bahnlinien
 - Bebauung von 2016
- kohlarko.ch/Entwurf von Lea Hofmann



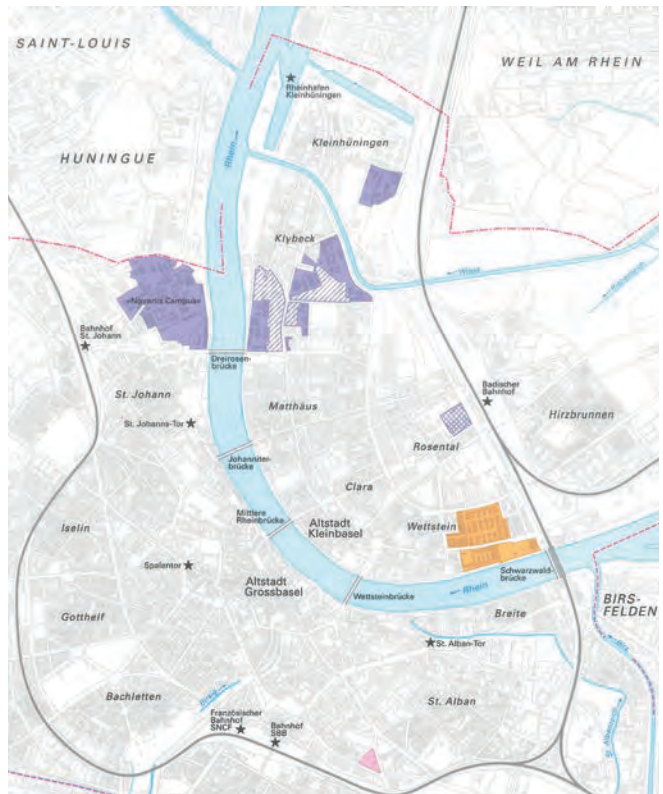
2016

Landmarks internationaler Player

Firmenareale der chemisch-pharmazeutischen Industrie in Basel

- **Novartis Pharma AG**
Regionale Standorte: Schwetzerhalle, Stein, Huningue (Frankreich), Wehr (Deutschland)
- **Syngenta Corp Protection AG**
- **BASF Schweiz AG**
- **Roche Holding AG**
Regionale Standorte: Kaiseraugst, Reinach, Grenzach (Deutschland), Lörnach (Deutschland)
- **Lonza**
Aeschenvorstadt 72, Zentralverwaltung (seit 1910)

- Landesgrenzen
 - Kantonsgrenzen
 - Bahnhöfe und Stadttore
 - Bahnlinien
- kohlarko.ch/Entwurf von Lea Hofmann



Firmenareale der chemisch-pharmazeutischen Industrie 1945 und 2016
(Chemie und Pharma in Basel, Kreis/ König, 2016)

KLYBECK-PLUS, TESTPLANUNG, JULI 2017



Modellfoto



Perimeter mit Entwurf

Beitrag Team AS+P



Beitrag Team Diener + Diener



Beitrag Team Kollhoff



Beitrag Team OMA

So soll Basels Norden entwickelt werden

In Kleinhüningen und im Klybeck sollen neue Stadtquartiere entstehen, in denen es ein Nebener von Wohnen und Arbeiten gibt.

1. November 2013 17:51

25



20'000 Menschen sollen künftig in den umgenutzten Arealen in Kleinhüningen und im Klybeck wohnen und arbeiten.
(Bild: Florian Bärtschiger)

Die Umgestaltung der Industrieareale in den Quartieren Kleinhüningen und Klybeck geht in die nächste Phase. Die Basler Regierung will mit einem Stadtteilrichtplan Strategien für die Transformation festlegen. Im Norden Kleinbasels, namentlich auf den Hafens- und den ehemaligen Werkarealen der chemischen Industrie, werden über 50 Hektaren frei für neue durchmischte Stadtteile. Entstehen soll langfristig Wohn-, Arbeits- und Freiraum für über 20'000 Menschen. Um die anstehende Transformation zu koordinieren und zu vermitteln, will die Regierung einen Stadtteilrichtplan für die betroffenen Quartiere Kleinhüningen und Klybeck erstellen. Dieser soll wie der kantonale Richtplan behördenverbindlich festgesetzt werden, wie Bau- und Verkehrsdirektor Hans-Peter Wessels am Mittwoch vor den Medien bekanntgab. Für den Stadtteilrichtplan Kleinhüningen-Klybeck beantragt die Regierung beim Grossen Rat einen Kredit von rund 5,8 Millionen Franken. Der städtebauliche Rahmenplan für die Transformation wurde von den Baukontor Architekten aus Zürich erstellt. Demnach sollen am Klybeckquai und auf der Westquaiinsel «dichte, sozial und funktional durchmischte städtische Quartiere» für rund 4000 Einwohnerinnen und Einwohner und ebenso viele Arbeitsplätze entstehen. Darüber hinaus soll das Klybeckquartier Zugang zum Rhein bekommen. So sollen die Querstrassen mit einer «grosszügigen» Rheinpromenade verbunden werden.

NEUE GRÜNANLAGEN

Konkret soll das neue Quartier Klybeckquai künftig Platz bieten für einen hohen Wohnanteil. Vorgehen sind zum Rhein hin vereinzelt Hochhäuser in der Höhe von bis zu 30 Metern für Wohnungen und Geschäfte. Auf den neuen Plätzen «Inselplatz», «Wiesenkopf» und «Uferplatz» sind Wohnhochhäuser in der Höhe von bis zu 65 Metern möglich. Herzstück des neuen Quartiers ist die neue Grünanlage «Gleispark», die entlang der heutigen Hafenterrasse verläuft. Im neuen Quartier Westquai soll laut Architekt Vittorio Magnago Lampugnani die Hafenterrasse beibehalten werden. Mehrere neue Plätze sollen dort entstehen und grössere Bürogebäude und Hochhäuser, die Platz bieten für unterschiedliche Nutzungen. Zudem sind an der westlich verlaufenden Uferfront Werkstätten, Ateliers, Kultur- und Gastronomiebetriebe vorgesehen. Gemäss Rahmenplan soll der öffentliche Verkehr mit neuen Tramlinien und einer Fähre ausgebaut werden. Das Konzept füge sich stimmig in das bestehende Quartier ein, sagte Wessels. Geplant ist eine Realisierung in Etappen. Bereits nächstes Jahr sollen in Zusammenarbeit mit Immobilien Basel-Stadt erste Architekturwettbewerbe für die langfristige Transformation stattfinden.

MITWIRKUNG VORGESEHEN

Kantonsbaumeister Beat Aeberhard betonte, dass die Transformation nur in Abstimmung mit der Hafentwicklung möglich sei. Die von der SBB Cargo, der Hupac und der Contargo gegründete Gateway Basel Nord plant, eine Umschlagsanlage für den kombinierten Verkehr im Raum Basel Nord zu realisieren und zu betreiben. Derzeit liegt das Projekt auf Eis, da das Bundesverwaltungsgericht neulich eine Beschwerde gegen den Finanzierungsbescheid des Bundes gutgeheissen hat. Die Erarbeitung des Stadtteilrichtplans sei ein wichtiger Kommunikations- und Partizipationsprozess, sagte Aeberhard. Grundeigentümer, interessierte Firmen, Organisationen und die Bevölkerung sollen daran teilnehmen können. Zusammen mit dem Stadtteilsekretariat Kleinbasel will der Kanton einen entsprechenden Mitwirkungsprozess in Gang bringen.

aus: <https://www.bazonline.ch/basel/stadt/so-soll-basels-norden-entwickelt-werden/story/26223187>
(26.11.2019)

BASF verkauft Klybeckareal an Swiss Life

Durch den Kauf will die schweizweit grösste private Immobilieneigentümerin im Raum Basel wachsen.

Dienstag 2. Juli 2019 15:33

16 1/1



Einige aktuelle Arbeitsplätze am Klybeck will die BASF weiterhin nutzen und mietet sie von der Swiss Life zurück. Foto: Nicole Pont

Die BASF hat ihren Teil des Basler Klybeckareals am Dienstag an Swiss Life verkauft. Dies teilen die beiden Unternehmen in einer gemeinsamen Mitteilung mit. Über die Kaufsumme sowie weitere Details wollen die Beteiligten keine Auskunft geben. Das Areal, das von der BASF nicht mehr industriell genutzt wurde, soll nun der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden. Die Swiss Life ist Eigentümerin des grössten privaten Immobilienportfolios der Schweiz und investiert seit über 120 Jahren in Liegenschaften. Durch den Kauf des Klybeck-Arealteils wolle sich die Swiss Life im Raum Basel etablieren, «einer Region, die sich durch einen starken Wirtschaftsstandort und eine hohe Lebensqualität auszeichnet». Diejenigen Gebäude auf dem Klybeckareal, die die BASF derzeit für administrative Tätigkeiten nutzt, will das Unternehmen auch künftig nutzen und hat sie deshalb von der Swiss Life zurückgemietet. Mittelfristig wolle die BASF diese Arbeitsplätze in einer anderen Mietimmobilie in der Region unterbringen.

aus: <https://www.bazonline.ch/wirtschaft/unternehmen-und-konjunktur/basf-verkauft-klybeckareal-an-swiss-life/story/23480536> (26.11.2019)

Zukunft.Klybeck

Medienmitteilung

Zukunft.Klybeck lanciert Initiative „Basel baut Zukunft“

In den kommenden Jahren werden in Basel Industrieareale von der Grösse des Gundelis in neue Wohn- und Arbeitsquartiere umgewandelt. Der Verein Zukunft.Basel will mit einer breit abgestützten kantonalen Volksinitiative eine möglichst grosse Mitsprache der Bevölkerung bei der Planung erreichen. Dadurch soll sicher gestellt werden, dass alle von der Entwicklung profitieren – auch die Umwelt.

Mitte 2019 haben Novartis und BASF ihre Areale im Klybeckareal vollständig an renditeorientierte Investoren verkauft: Central Real Estate (Basler Vers., Credit Suisse, J. Safra Sarasin etc.) bzw. Swiss Life. Ein riesiges, noch nicht beplantes und noch nicht altlastenbereinigtes Gebiet steht vor der Entwicklung. Leider hat der Kanton keinen m2 davon erworben. Auch gemeinnützige Wohnbauträger wurden vom Verkaufsprozess ausgeschlossen. Mit unserer Initiative wollen wir den Fuss

Mitte 2019 haben Novartis und BASF ihre Areale im Klybeckareal vollständig an renditeorientierte Investoren verkauft: Central Real Estate (Basler Vers., Credit Suisse, J. Safra Sarasin etc.) bzw. Swiss Life. Ein riesiges, noch nicht beplantes und noch nicht altlastenbereinigtes Gebiet steht vor der Entwicklung. Leider hat der Kanton keinen m2 davon erworben. Auch gemeinnützige Wohnbauträger wurden vom Verkaufsprozess ausgeschlossen. Mit unserer Initiative wollen wir den Fuss drin haben und im öffentlichen Interesse ein gewichtiges Wort mitreden. Die Initiative verlangt, dass bei der Umnutzung von Industriezonen in Wohn- und/oder Gewerbebezonen drei Anforderungen erfüllt werden:

1. Gemeinnützigkeit: 50 Prozent der Bruttonutzungsfläche soll gemeinnützig erstellt und genutzt werden. Genossenschaftliche Wohnungen sind 30 Prozent günstiger als kommerzielle Marktangebote. Anlagedruck von Investoren macht es für gemeinnützige Wohnbauträger unmöglich, an Bauland zu kommen. Mit der Initiative können Genossenschaften trotzdem günstigen Wohnraum anbieten – ohne Gewinn abzuziehen. Dies ist der grosse Unterschied zu Anlagefonds und Pensionskassen:

Sie müssen mehr Miete verlangen, um ihre Rendite zu erhöhen.

2. Partizipation: Damit ein Stadtteil mit Leben erfüllt wird, braucht es Menschen, die darin wirken. Sie sind die Alltagsexperten und wissen sehr gut, was ihre Stadt lebenswert macht. Und sie ergänzen die Perspektiven der Fachleute entscheidend. Wenn die Bevölkerung frühzeitig, auf Augenhöhe und ohne Bevormundung einbezogen wird, profitieren somit alle. Die Initiative stellt sicher, dass die Anliegen der Bevölkerung in die jeweiligen Planungen einfließen.

3. CO₂-Neutralität: Der Klimawandel ist eine Tatsache. Der Haupttreiber ist der Ausstoss von CO₂ durch die Verbrennung von Öl, Benzin und Gas. Der Bundesrat hat Ende August festgelegt, dass die Schweiz vom Jahr 2050 an unterm Strich keine Treibhausgase mehr ausstossen soll. Wenn dieses Ziel erreicht werden soll, dann muss der CO₂-Ausstoss drastisch reduziert werden. Gut ausgebaute öffentlicher Verkehr, Elektro-Mobilität, Wärmedämmung, Holzbauten, Begrünung sind mögliche Massnahmen. Wird die Initiative von den Stimmberechtigten gutgeheissen, so müssen die Anforderungen in allen Bebauungsplänen umgesetzt werden, die noch nicht bewilligt sind.

Die Initiative „Basel baut Zukunft“ fördert mit ihren klaren Anforderungen an die Bebauung der neuen Areale innovative Antworten auf aktuelle Herausforderungen. Wohnen ist mehr als ein schickes Appartement mit Aussicht auf den Rhein und einem SUV in der Tiefgarage. Attraktive Quartiere zeichnen sich aus durch die Vielfalt der Nutzungen, die Durchmischung der Bewohnerinnen und Bewohner und deren Engagement für ein friedliches Zusammenleben sowie durch öffentliche Infrastrukturen wie Parkanlagen, Spielplätze, Tram und Bus und Gemeinschaftszentren. Investoren, die mit ihren Angeboten lebenswerte und lebhaft Quartiere fördern wollen, werden mit den Anforderungen der Initiative keine Mühe haben. Es gibt heute schon genügend wegweisende Beispiele, z. B. die Erlenmatt-Ost von Habitat.

aus: https://baselbautzukunft.ch/doc/20190919_MM.pdf

(18.09.2019)



AUFGABE

DAS PROJEKT

Mit dem Verkauf der beiden Areale von BASF und Novartis an zwei Entwickler im Immobiliengeschäft ist die Aufgabe der chemisch-pharmazeutischen Nutzung absehbar und eine Entwicklung des Gebiets zu einem Quartier mit Wohn-, Gewerbe- und diversen anderen städtischen Nutzungen vorgesehen. Während die neuen Besitzer der Areale beginnen, eine Strategie für das Entwicklungsgebiet zu erarbeiten, sind die vorhandenen Bauten teilweise heute schon verfügbar oder haben Mietverträge mit nur noch kurzen Restlaufzeiten. Damit können sie schon sehr bald einer neuen Nutzung zugeführt werden und so die ersten Bausteine eines neuen Stadtquartiers bilden. Die Aufgabe besteht darin, für eines der sechs exemplarisch zur Diskussion gestellten Gebäude ein architektonisches und technisches Projekt zu entwickeln, das aufzeigt, welche Eingriffe, insbesondere typologische, strukturelle und energetische, notwendig sind, um das Haus wieder benutzbar zu machen. Was braucht es (minimal), damit in das leerstehende Haus wieder Leben einkehren kann? Welche Eingriffe sind unabdingbar, um etwa die Erschliessung oder das Klima sicherzustellen? Welche Eingriffe machen Sinn, um die räumlichen und funktionalen Qualitäten der Struktur zu nutzen? Oder auch: Mit welchen Veränderungen kann die Nutzbarkeit aus Sicht der Stadt oder des Eigentümers optimiert werden? Helfen dabei Anbauten, Aufstockungen oder Teilabbrüche? Dabei soll sich die Nutzung nach dem Gebäude richten: Bei welchem Programm kommt das Potential der vorhandenen Gebäudestruktur besonders gut zum Tragen? Die zur Auswahl stehenden Gebäude unterscheiden sich dabei grundsätzlich in ihren strukturellen, typologischen und konstruktiven Eigenschaften. Nebst (insbesondere preisgünstigem) Wohnen besteht ein grosser Bedarf an Flächen für das Gewerbe, das durch die Gentrifizierung der umliegenden Quartiere zunehmend verdrängt wird. Besonders Handwerksbetriebe leiden unter dieser Entwicklung. Sie sind angewiesen auf grosszügige Räume mit guter Erschliessung. Die Adressierung sowie die Anbindung an die Aussenräume ist entscheidend dafür, welche Art von Stadt hier entstehen wird. Gastronomie, Verkaufsflächen für die Quartiersversorgung oder Ateliers sind, abhängig von der Lage des Gebäudes, weitere denkbare Erdgeschossnutzungen. Mit dem Erhalt von möglichst viel Bausubstanz können Ressourcen geschont und der Verbrauch an grauer Energie reduziert werden. Durch innovative typologische und/oder technologische Mittel ist der Energiebedarf auf ein Niveau zu senken, das dem Minergie P-Standard entspricht und so dem Ziel, ein Quartier für die 2000 Watt-Gesellschaft zu schaffen, gerecht wird. Über das ganze Areal wird im aktuellen politischen Diskurs von einer Ausnutzung von 3.0 ausgegangen. Für das einzelne Gebäude gibt es keinen Zielwert. So können einzelne Gebäude deutlich über, andere unter dem Zielwert liegen, ganz im Interesse der stadträumlichen und funktionalen Qualitäten.

Die Resultate der Testplanungen gehen von einem weitgehenden Ersatz der bestehenden Gebäude aus. Dies in der Absicht der ehemaligen Besitzer, basierend auf ökonomischen Einschätzungen und auf der Annahme, dass die Kontamination der Bauten mit Chemikalien eine Umnutzung ausschliesst. Mit dem Verkauf an neue Eigentümer besteht die historische Chance, diese Annahmen zu überdenken und anstatt einer städtebaulichen Neuplanung eine parzellenweise Entwicklung mit dem systematischen Einbezug vieler vorhandener, nicht kontaminierter Bauten und der präzisen Ergänzung durch Ersatz- und Ergänzungsbauten zu wählen. Ziel ist es also, für ein Gebäude eine Strategie aufzuzeigen, die es erlaubt, dieses einer neuen Nutzung zuzuführen. Wird der Beweis der Machbarkeit für mehrere Gebäude erbracht, dann kann der Re-use des bedeutenden Gebäudebestandes des ehemaligen CIBA-Areals und somit eine ressourcenschonende Transformation in ein städtisches Quartier, das in der Zukunft von der Geschichte der Chemischen Industrie im 20. Jahrhundert erzählt, gelingen.

BEGLEITFÄCHER

BUK BAUTECHNOLOGIE UND KONSTRUKTION (OBLIGATORISCH)

Dozentur Mettler/Studer, HIL E 45.2

Zielvorstellung des Begleitfaches Konstruktion ist es, auf die Komplexität der Baurealität - soweit in der Schule möglich und in für das Projekt wichtigen Teilbereichen - bewusst und nachvollziehbar einzugehen, z.B. durch die Anwendung des im Studium und im Praktikum erarbeiteten Grundlagenwissens (wie Konstruktion, Materialkenntnisse, Tragstruktur, Bauphysik, Haustechnik, Ökologie, Ökonomie usw.) im Arbeitsprozess zu berücksichtigen sind.

Die konkreten Anforderungen werden im Laufe der Projektbearbeitung, anlässlich einer Konstruktions-Zwischenkritik mit BUK und/oder nach der 2. Entwurfs-Zwischenkritik festgelegt.

SOZIOLOGIE

Prof. Dr. Christian Schmid, HIL E 61.2

Im Rahmen des Begleitfachs wird eine soziologische Analyse des Planungsgebietes bzw. der Bauaufgabe durchgeführt. Dabei geht es darum, das städtebauliche oder architektonische Projekt mit seinem gesellschaftlichen Umfeld in Beziehung zu setzen und die Entwurfsansätze entsprechend den Schwerpunkten der Aufgabenstellung um soziologische Aspekte zu erweitern. Zur Anwendung kommt eine Auswahl verschiedener Methoden der qualitativen Sozialforschung, die es ermöglicht, Erkenntnisse über ortsspezifische Qualitäten und Akteure zu gewinnen. Dies kann vor allem im Hinblick auf die Konstellation und Anzahl öffentlicher Räume und Nutzungen und deren städtebaulicher Ausprägung und Anordnung hilfreich sein.

Entwurfsbegleitend sollen Zielvorstellungen formuliert und eine urbane Strategie entwickelt werden. Ein wichtiger Aspekt ist dabei die nachvollziehbare Begründung der formulierten Ziele. Ausserdem soll versucht werden, die unbeabsichtigten Nebenfolgen der entwickelten Strategie abzuschätzen.

Obligatorische Einführung mit Erläuterung der Aufgabenstellung und der Forschungsmethodik am Donnerstag, 20. Februar um 16:00 Uhr, Raum HIL D 10.2.

ARCHITEKTUR UND GEBÄUDESYSTEME

Prof. Dr. Arno Schlüter, HIB E 22

Das Thema ist das 'Zero Emission Building' und die Aufgabe ist die Erarbeitung eines Konzepts für Null bzw. minimale Emissionen des Gebäudes im Betrieb, deren passive und aktiven Elemente im Bezug auf verfügbare, erneuerbare Energiequellen, und der überschlägigen Berechnung wichtiger Kennzahlen für die Plausibilisierung. Ergänzend werden noch qualitative Aussagen zu den grauen Emissionen der verwendeten Materialien erwartet. Die Themen aktive und passive Energie, Klima und Nachhaltigkeit haben eine Auswirkung auf den Entwurf, die Konstruktion und die Oberflächen.

ABGABE

Umfang der Abgabe und Massstab der Darstellungen bzw. Modelle werden mit der betreuenden Professur festgelegt.

Das Gebäude muss in seinem städtischen Kontext gezeigt und das architektonische und programmatische Szenario dargestellt werden.

Der Eingriff und das Verhältnis zur Struktur des Bestandes sollen nachvollziehbar dargestellt werden.

Es werden vertiefte Aussagen zu Energiegewinnung und Energieverbrauch sowie Umgang mit der Gebäudehülle erwartet.

Verfassererklärung

TERMINE

17.2.2020 / 9.00 Uhr

THEMENAUSGABE HIL E3

18.2.2020/ 13.00 Uhr

BESICHTIGUNG KLYBECK INVENTAR Treffpunkt Pforte 15 (Tramhaltestelle CIBA, Basel)

Anmeldung obligatorisch bis 17.02.2020, 12.00 Uhr
an
tina.kueng@arch.ethz.ch

21.02.2020/ 11.00 Uhr

THEMENWAHL

7.5.2020/ 18.30 Uhr

ABGABE HIL Gebäude Ebene D und E

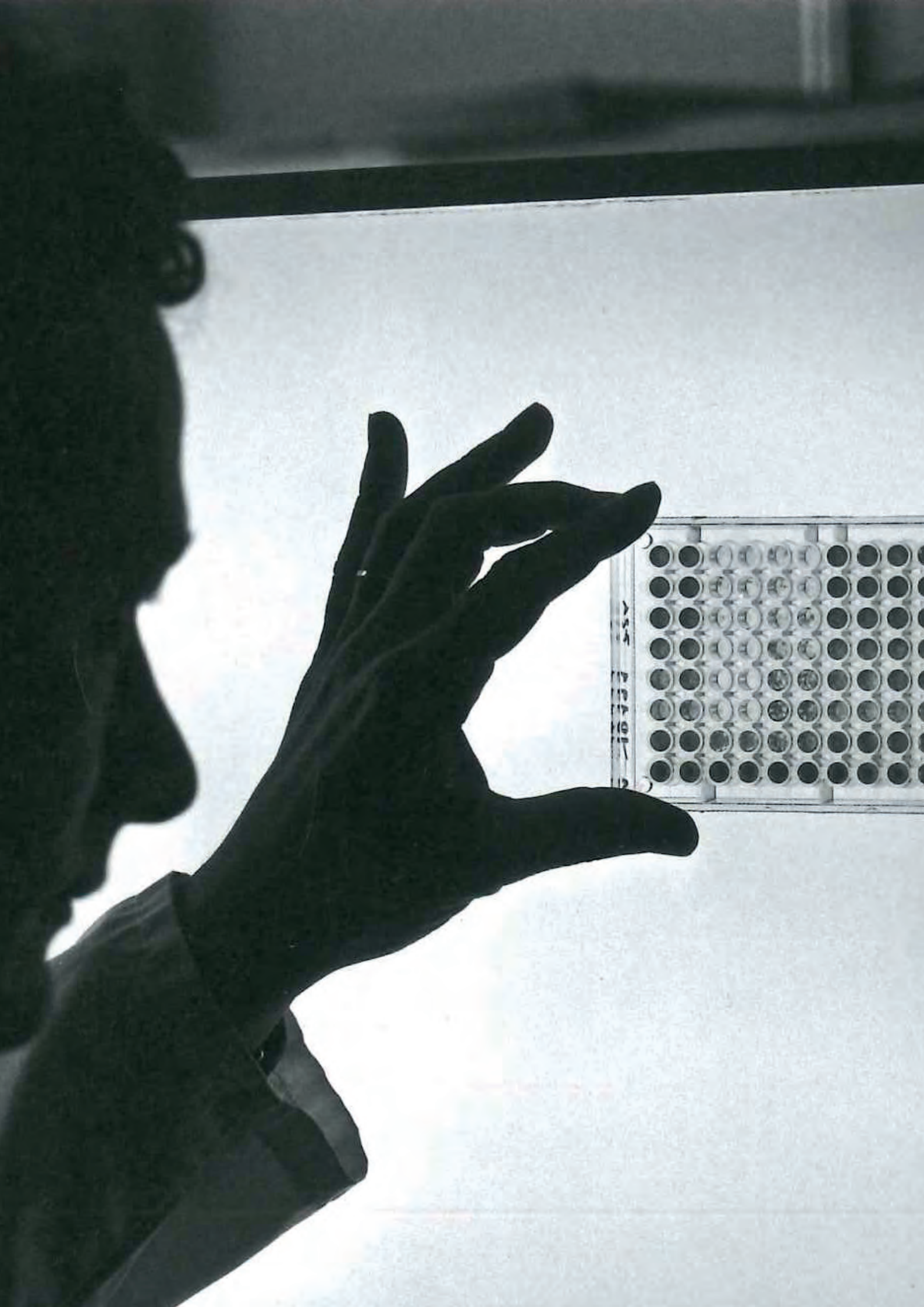
8.5 - 29.5.2020

AUSSTELLUNG HIL Gebäude Ebene D und E

WICHTIGER HINWEIS

Das Parkhaus an der Badenweilerstrasse 41, Bau 442-444, kann unter der Woche individuell besichtigt werden und ist nicht Bestandteil der Führung vom 18.02.2020.

Die Grundeigentümer Swiss Life und CREB AG und ihre jeweiligen Entwicklergesellschaften Bricks und mettler2invest unterstützen dieses Mastersemester, indem sie die Bauten zugänglich machen und Planmaterial zur Verfügung stellen. Dafür möchten wir ihnen ganz herzlich danken! Im Gegenzug verpflichten sich die Studierenden, eine Geheimhaltungsvereinbarung zu unterzeichnen. Wir bitten alle, bei der Besichtigung die Anweisungen zu befolgen.



ETH ZÜRICH

Professur für Architektur und Entwurf
Emanuel Christ & Christoph Gantenbein

TEAM

Tina Küng
Julia Tobler

KONTAKT

tina.kueng@arch.ethz.ch
+41 (0)44 633 49 52

GRAFIK

Studio Marie Lusa, Zürich